

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 43 (1965-1966)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

zürcher student

Offizielles Organ der Studentenschaften der Universität Zürich und der Eidgenössischen Technischen Hochschule

Redaktion: Toni Lienhard / Markus Mäder (Uni) Xaver Achermann / Laurent Druey (Poly)	Universitätsstr. 18, 8006 Zürich, Telefon 47 75 30 Auflage 14 000 Redaktionsschluss Nr. 1: 26. April 1966	Druck und Versand: Tages-Anzeiger für Stadt und Kanton Zürich AG, Werdstrasse 21, 8021 Zürich	Inserate: Dr. H. Dütsch, Bahnhofstrasse 37 8001 Zürich, Telefon 23 83 83
--	---	---	--

Fünf Semester lang habe ich mich als Redaktor des »zürcher student« mit Geschäften und Themen herumgeschlagen, welche ich sonst wohl nie in diesem Masse kennengelernt hätte: mit Innenpolitik, Militärpolitik, Hochschulpolitik, mit schwedischen Sexualnöten, studentischen Wohnungsproblemen, Frauenschriften und nicht zuletzt mit der Mensa für die Uni-Studenten. Ich habe versucht, den Sinn der sogenannten »Studentenpolitik«, betrieben in nationalem Rahmen durch den VSS, in zürcherischem Rahmen durch die Studentenschaft, zu erfassen, im Treiben der Studentenfunktionäre System und Logik zu entdecken und die Rolle der Studentenzeitung in dieser »Politik« zu finden. Nun trete ich auf Ende dieses Semesters als Redaktor des »zürcher student« zurück, halte ein und versuche, eine Bilanz zu ziehen. (Der Vorwand zu einem Artikel ist gefunden und - dem Zug der neuen Zeit entsprechend - wird diese Bilanz eine persönliche, subjektive sein, deshalb die Ich-Form, die klišierte Unterschrift.)

... und die Studenten?

Der Kritik - der bloss journalistischen Kritik! - kommt ... wesentliche Verantwortung zu. Sie soll sich nicht domestizieren lassen mit dem bequemen Schlagwort, dass sie nur in der Form der als »konstruktive« erklärten Kritik tragbar sei. In jeder Form hat sie die Unruhe wachzuhalten. Sie hat das Bewusstsein von der Notwendigkeit der »dauernden Revolution aller Lebensbeziehungen« zu schaffen, indem sie gleichzeitig die Angst davon nimmt. Sie hat weit in die Zukunft vorzugreifen und die Gegenwart an ihr zu messen. Dazu muss sie hoch zielen; nicht selten höher, als sie treffen will.

Rolf Eberhard in: »Für eine bessere Schweiz von morgen«, herausgegeben von der National-Zeitung, Basel, 9. Februar 1966.

Aus den vielen Problemen, denen ich mich in meiner Redaktortätigkeit gegenübergestellt sah, soll hier eines für viele, ein bezeichnendes und diesem Forum »Zürcher Student« angepasstes herausgegriffen werden: das Funktionieren der »Studentenschaft der Universität Zürich«.

Studentische »Politik« ...

Diese Studentenschaft ist ein durchaus demokratisches, schweizerisch-demokratisches Gebilde. Letzter Souverän ist das studentische Volk, das sich in politischen Parteien, aber in apolitische Fakultäten eingeteilt ist. Jede Fakultät wählt ihre Vertreter in das Parlament (GStR), an welche sie ihre Macht delegiert. Das Parlament bestimmt die Arbeit der Regierung (KStR), welche aus fünf Mitgliedern besteht und Kollektivverantwortung trägt. Die Parallele mit der politischen Organisation der Eidgenossenschaft geht so weit, dass in der Studentenschaft ebenfalls von jenen Dingen geredet wird, die wir aus den Zeitungen kennen: die Parlamentarier sind nicht genügend orientiert über die Sachgeschäfte, um diese richtig beurteilen und dann entsprechend stimmen oder wählen zu können, vom studentischen Volk gar nicht zu reden, das seine theoretisch vorhandenen demokratischen Pflichten und Rechte meist gar nicht zur Kenntnis nimmt. Die Parlamentsgeschäfte sind weitgehend abhängig von der Arbeit der Regierung. Der KStR - offenbar Schicksal jeder Regierung in dieser demokratischen Organisation - bestimmt die Politik, macht alles allein und fragt das Parlament nach Zustimmung, die meist (auf Grund der durch den KStR gegebenen Informationen) auch prompt erteilt wird. Für die konkrete Arbeit werden Kommissionen eingesetzt (Festkommission, Bibliothekskommission usw.) oder einfache Gesellschaften (früher: »Kommissionen beider Hochschulen«, z. B. der »Zürcher Student«, die AGH) oder man gründet einen Verein, dessen Mitglieder ausschliesslich studentische Gremien sind: die WOKO. Ueberprüft, gelobt, getadelt, umgewandelt, neu eingesetzt oder abgesetzt, dechargiert werden diese Kommissionen, einfachen Gesellschaften und der Verein durch Parlamentsbeschluss, der auf Regierungsarbeit und -information besteht.

In der Theorie, lässt sich dem demokratischen Gefüge der Studentenschaft nichts vorwerfen. Das Parlament (gewählt von theoretisch allen Studenten an den Fakultätsversammlungen, die meist von etwa 50 Personen, Kandidaten inklusive, besucht werden) hat die Macht, der letzte Souverän



Der Fingerzeig

In einer familiären Diskussion um die Zahl der Ausländer an Schweizerischen Hochschulen waren die entsprechenden Diskussionssteilnehmer einer Meinung, nämlich, dass der Kontakt mit fremden Kulturen für die schweizerischen Kommilitonen mehr als wünschbar sei. Professor Hadorn, einer der Gesprächspartner, soll dabei gesagt haben, er fürchte sehr für die Zukunft der Schweiz, da die Schweizer aus lauter Kontaktschwierigkeiten in Zukunft kaum mehr fähig sein würden, ihre eigenen Kinder zu zeugen. - Wer wollte ihm, dem weitbekanntesten Biologen, die Fachkenntnis absprechen?

ist das studentische Volk, das in Urabstimmungen befragt werden kann. Theoretisch ...

Praktisch: von wenig Ausnahmen abgesehen bestimmt der fünfköpfige KStR die »Studentenpolitik« und das doppelt: er bestimmt, was er überhaupt machen will ausser den eingespielten Geschäften und führt das dann irgendwie durch. Dass alles kein KStR landet, ist nicht schlimm, die Exekutive ist in diesem System das beweglichste und repräsentativste Gremium. Doch was macht nun dieser KStR?

... zur Verwalterei geworden

Seine »Politik« besteht vor allem darin, zu verwalten und verwerten zu lassen und dann zu kontrollieren. Sachliche Arbeit wird an Kommissionen delegiert und überwacht. Der grösste Stolz und die gesuchte Leistung des KStR-Präsidenten: so zu verwalten, dass ihm niemand einen Rappen Geld nachweisen kann, der nicht irgendwo verbucht ist und dessen Anwendung nicht irgendwo protokolliert, vom GStR in seiner Funktion bestätigt, vom KStR überprüft ist. Das ist an sich in Ordnung, aber sollte nicht das einzige sein.

»Der Staat denkt nicht spekulativ. Erst der Missstand wird ihm zum Problem. So hält es wenigstens unser Staat, den wir cum grano salis gerade noch als liberal bezeichnen dürfen. Es sind in unserer Vorstellung spekulative Vorwegnahme, also Planung, und bürgerliche Freiheit in einem umgekehrten Abhängigkeitsverhältnis verbunden.« Diese Sätze zur Schweiz standen schon einmal im »Zürcher Student«; in den abgedruckten Auszügen aus »Sachen und Privatsachen von Markus Kutter. Sie beschreiben genauestens die KStR-Haltung. Da wird nicht geplant, die Zukunft ist tabu, da wird verwaltet und geflickt, wo sich ein Missstand zeigt. Anders gesagt: ein (ehrenamtliches oder mit einer lächerlichen Summe abgefundenes) KStR-Mitglied muss soviel verwalten, dass es keine Zeit zum Planen und zum Denken mehr hat. Dieses Problem wird nicht gelöst durch fest bezahlte Studententagelöhner, es wird nur gelöst durch den Mut zum Denken neben der Verwalterei, durch Ueberwindung der Eigengesetzlichkeit des Amtes. Die IBM-Leute hängen in jedes Büro das Schild: »think«, ein meines Erachtens lächerlicher Versuch, dieses Problem zu zeigen, zumindest haben sie das Problem erkannt, was man vom KStR bei bestem Willen nicht behaupten kann.

Die phantasielose Verwalterei des KStR geht so weit, dass die Studentenschaft ihr Geld (von den Beiträgen der Studenten stammend) zum grossen Teil sicher angelegt hat, der Zins gleicht ungefähr die Geldentwertung aus. Wie sollte man dieses Geld auch anwenden? Etwas zur Linderung der studentischen Wohnungsnot, indem man die WOKO massiv unterstützte? Nein, das geht nicht, argumentiert der KStR, denn in WOKO-Häusern wohnen etwa 300 Studenten, über 10 000 Studenten aber haben Beiträge bezahlt, man kann diesen 10 000 doch nicht zumuten, Zimmer für 300 mitzufinanzieren. Also auf die Bank mit dem Geld!

(Solidarität mit Angola-Rebellen ist eine gute Sache, Solidarität mit Zimmer suchenden Studenten nicht.)

Ein zweites Beispiel: die Rückversicherung stiftete 2 Millionen Fr. für den Bau eines Studentenheims. Zuerst geht der Präsident des GStR (ein zum Glück von Kenntnissen in studentischen Bau- und Wohnproblemen völlig unbelasteter Jurist) verhandeln. Dann übergibt man die Sache der WOKO. Diese verwaltet ihre Organisation und reorganisiert gerade ihre Verwaltung. Das Studentenheim der Rück ist dann noch Gesprächsthema von einigen Gesprächen des WOKO-Präsidenten mit dem Spender, die Sache läuft ja, ist weder kompliziert, noch bietet sie grosse Probleme. Eine Idee haben? Ein bisschen denken? Beispielsweise: Zu und mit diesen 2 Millionen noch weiter 3 Millionen aufzunehmen bei der Bank, 150 statt 300 Zimmer zu bauen, den Hypothekarzins an die Bank mit den Zimmerzinsen zu bezahlen. Sehr wahrscheinlich hat niemand je daran gedacht, und war dies dennoch der Fall, so wären ja da grauenhafte Schwierigkeiten zu überwinden, die Rück, die Bank, das Planen, der Baustopp ... das Durchdenken, um diese Probleme zu lösen. Heute ist es wohl zu spät. Verwaltungen denken eben nicht spekulativ. Punkt.

So, scheint mir, dürfte es einfach nicht weitergehen. Die »Studentenpolitik« ist zum genauesten Abziehbildchen der schweizerischen Politik vor fünf Jahren geworden. Die Schweiz hat unterdessen den Mirage-Schock erlitten, welcher ihr die Resultate einer Verwalterei, die nicht mehr denkt, drastisch gezeigt hat. Das ist wenig, und rückläufige Tendenzen sind auch schon wieder feststellbar. Die Studentenschaft der Uni hat noch keinen Skandal erlebt. Sie hat erlebt und erlebt jetzt noch die Mensa-Angelegenheit. Wie? Drei Jahre wurde - ich habe das unter drei KStR-Präsidenten erlebt - ein Mann dafür eingesetzt, herumzurenen und KStR sowie GStR zu informieren, wie verzwickelt die Lage sei. Dann wurde diskutiert, man schüttelte die Köpfe, fand das alles schlimm, aber da war eben nichts zu machen, also nochmals eine KStR-Delegation zum Erziehungsdirektor schicken und fragen, wie es nun stehe und ob man nicht ein wenig schneller könnte ... Diese Lage, diese Politik einmal überdenken?

Vor zwei Monaten schrieb ich dann zum Schrecken vieler Leute (auch des KStR) meinen Artikel »Sozusagen: Keine Mensae, in welchem ich Herrn Regierungsrat König scharf und persönlich angriff. Ein kleiner parteipolitisch bedingter und etwas geistloser Zeitungsstreit folgte, eine Interpellation wurde im Kantonsrat eingereicht. (Dafür möchte ich hier den Herren Götsch und Siegried, welche die Initiative zu dieser Interpellation entwickelten, und allen anderen Kantonsräten, die sich ihr angeschlossen haben, in aller Form meinen persönlichen Dank abstaten.) Heute, nach zwei Monaten, ist die Mensa Regierungsbeschluss. Sicher wirkten da sowohl die sanften Kräfte des KStR wie auch diese Attacke. Welches in welchem Mass, ist jetzt kaum mehr zu bestimmen. Der KStR, der sich nicht vom Inhalt, aber von der Form dieses Artikels in einer Pressemeldung distanzierte, ist heute gegenüber der Öffentlichkeit der Ansicht, auch ohne diesen Artikel wäre und hätte ... (Persönliche Ansichten einzelner KStR-Mitglieder haben vor der offiziellen zurückzutreten. Das ist Kollektivverantwortung.) Hier übertreibe ich vielleicht, aber vom Gegenteil ist zumindest öffentlich nichts zu hören. Kollektiv verantwortliche Regierungen, so scheint es manchmal, denken nicht nur nie spekulativ, sondern sind oft auch nicht in der Lage, denkend zu lernen - zumindest spürt man nicht viel davon, gegen aussen - Schade.

... Was wäre da zu tun?

Ein Ueberdenken und Konzipieren einer Politik, die wirklich das Adjektiv »studentisch« verdiente, eine Neuorientierung wäre am Platze, intern und extern. Es hat keinen Sinn, hier ein Patentrezept einer solchen Neuorientierung, mein Patentrezept, genauestens auszubreiten. Solche Probleme werden nicht mit Rezepten gelöst, sondern im Gespräch, demokratisch im ursprünglichen Sinn des Wortes. Doch schon diese unausweichliche Voraussetzung fehlt: der Wille zum Gespräch, die Atmosphäre des Gesprächs. Man studiert, verwaltet oder macht, hat man ein Amt, beides zusammen; Zeit zu sprechen, Zeit und Abstand, Gespräch Konsequenzen haben zu lassen, hat man nicht. (Dabei ist es geradezu ermunternd, wie diese »Atmosphäre des Gesprächs« überall vermisst wird: als am Dienstag, den 8. Februar, die Professoren Bochensky, Imboden, Zbinden und Weber am runden Tisch des Fernsehens über Elitusbildung in der Schweiz sprachen, kamen sie auf den Schluss: die »Atmosphäre des Gesprächs« und damit eine der wesentlichen Voraussetzungen zur Ueberwindung der momentanen Probleme im Hochschulwesen fehlt.)

Gespräch intern und mit anderen, der Wille, zu denken und zu hören, zu sprechen und Konsequenzen zu ziehen, die offene Haltung: das würde beim einzelnen anfangen: »Ein Mann wie du bleibst da nicht stehen, wo der Zufall der Geburt ihn hingeworfen, und wenn er bleibt, bleibt er aus Einsicht. Gründen, Wahl des Besseren Lessing.« Und doch vollzieht sich das menschliche Leben oder verfehlt sich am einzelnen Ich, nirgends sonst! Max Frisch. Schön war's!

Und zum Schluss:

Zum Schluss möchte ich all jenen danken, die es ermöglicht haben, dass in den vergangenen fünf Semestern je vier Nummern des »Zürcher Student« zustande kamen. Daran waren einige Studenten, unser Inseratenakquisiteur, unser Buchhalter, unsere Sekretärin, unsere Telephonistin - Putzfrau, die Setzer, Metteure, Clicheure usw. des Tages-Anzeigers und noch viele andere beteiligt. Der neuen Redaktion wünsche ich alles Gute. Möge sie diesem Artikel vorgesezten Sätze von Rolf Eberhard beherzigen.

Toni Lienhard

Mitte März wird unser Herr Rektor Professor Dr. Eduard Schweizer nach seiner zweijährigen Amtszeit zurücktreten. Im folgenden verabschiedet er sich von den Studenten, mit denen er immer persönlichen Kontakt gesucht hat.

In der nächsten Nummer werden wir seinen Nachfolger, Prof. Dr. Wilhelm Bickel, vorstellen.

Abschiedsgruss

Noch nicht ganz ausgeschlafen vom Uniball, setze ich mich also wieder an die Arbeit, da ich erst gestern erfuhr, dass die Redaktion bis übermorgen noch so etwas wie einen Schlussbrief, also eine Art Autonekrolog von mir erwartet. A propos Uniball: Darf ich gratulieren? Es war wieder einmal glänzend, ganz besonders die Dekorationen. Wie altmodisch der Rektor ist, ist natürlich auch sichtbar geworden im Programm. Nicht nur hat es - horribile dictu - sich gemeint, es ist sogar ein einigermaßen normales Versmass erkennbar geworden; vor allem aber - und damit bin ich doch wohl hoffnungsvoll veraltet - wollte ich wirklich etwas sagen mit meinem Beitrag. Nämlich das, was ich in den ganzen zwei Jahren meines Rektorates immer wieder zu sagen versucht: dass es sich lohnt, den Menschen so ernst zu nehmen, dass man sich das sehr viel kosten lässt. Anders kann ich die Universitas literarum nicht verstehen, und wenn wir das nicht mehr wollen, dann sollten wir besser straffgeführt, möglichst wenig Zeitverschwendung erlaubende Fachschulen für Aerzte, Richter, Lehrer usw. errichten. Was die Universität quer durch alle Fakultäten hindurch ein, ist doch das Sichmühen um den Menschen. Man kann sich als Theologe verlieren in Spekulationen; man kann als Jurist vor lauter Korrektheit vergessen, dass das Recht lebenden Menschen den Raum bewahren will, innerhalb dessen sie wahrhaft menschlich leben können; man kann als Arzt nur noch vom Krankenmaterial reden und einen Menschen, der seinen ureigensten Tod zu sterben hat, oder auch ein Tier in der selben Lage nur noch als solches Material behandeln; man kann als Philologe oder Historiker sich in eine tote Vergangenheit vergraben und kann als Naturwissenschaftler in einen Forschungsenthusiasmus geraten, der bewusst alles Denken an die Folgen für eine ganze Menschheit abstellt. Man kann das, aber man wäre dann nicht mehr Bürger der Alma mater, sondern ein - vielleicht erfolgreicher - Spezialist, der das nie finden wird, was wahrhaft froh macht, das, was erst Leben im Vollsin ist: das Sein mit den andern zusammen, das neben allem natürlichen Egoismus immer auch auf die andern ausgerichtet ist.

Wenn ich zurückblicke auf die zwei Jahre Rektorat, bin ich daher ausserordentlich dankbar für die vielen Begegnungen mit Menschen, gerade auch mit Ihnen, den Studenten. Ich bin in Antrittsvorlesungen und Gastvorträgen, an Festabenden und Banketten gezeugen worden, in Gebiete hineinzusehen, die mir weithin unbekannt gewesen sind, also das Leben immer wieder von einer ganz anderen und neuen Seite kennenzulernen. Wenn die Mathematik, die ich einmal so sehr liebte, sich nicht gar zu sehr verändert hätte seit 1932, könnte ich bald sogar die Natur wieder bestehen. So bin ich jetzt wahrhaft froh, etwas entlastet zu werden und mich wieder mehr meinem eigenen Fachgebiet zuwenden zu dürfen - obwohl es immerhin gelang, neben der vollen Lehrtätigkeit und dem Rektorat noch ein Buch zu schreiben und selber auf der Maschine zu tippen, da ein Nicht-Institutsvorsteher immer noch keine Sekretärin zur Verfügung hat - aber ich bin ebenso froh über die Erfahrung dieser zwei Jahre, und ich danke Ihnen allen; denen, mit denen ich ins Gespräch kommen durfte, etwa bei den Einladungen, die von Ihrer Seite ausgingen, oder beim regelmässigen Rektorskaffee mit Ihren Vertretern, und den vielen anderen, mit denen ich nie direkt zusammengetroffen bin, für vieles, was Sie aus eigener Initiative unternommen haben - etwa die Einrichtung der Notmensa mit ihrer gelungenen Eröffnungsfeier - und für alles loyale Mitgehen und Mitsorgen für unsere Universitas. Eduard Schweizer

Nachsatz der Redaktion

Zum Autonekrolog unseres scheidenden Rektors möchten wir doch noch einige Dinge sagen, nämlich

dass im weitherum enttäuschenden Uniball-Programmheft unser Herr Rektor den Beitrag geliefert hat, weil er als einziger etwas zu sagen hatte und weil er es sogar sagen konnte, mirabile dictu, in reimenden Versen mit Mass!

dass er immer mit der nötigen Nachsicht und einem verschämten Lächeln unserer Arbeit grösstes Verständnis und Aufmerksamkeit entgegenbrachte, wofür wir ihm hier herzlich danken möchten,

und endlich, dass sein erwähntes Buch ein Markuskommentar ist, der Anfang nächsten Jahres im Verlag Vandenhoeck und Ruprecht erscheinen wird.

Die Redaktion

... und so ist es in Wirklichkeit

Es gehört heute zum guten Ton, alles Bestehende einer unbarmherzigen Kritik zu unterziehen und wenn immer möglich an unseren Einrichtungen keinen guten Faden zu lassen. Kritik tut not und kann heilsam sein. Nur kommt es darauf an, wie man es macht. Grosse Geister kritisieren mit Verantwortungsbewusstsein und in Kenntnis der Sache, so zum Beispiel Max Imboden in »Helvetisches Malaise«, mittlere tun es in mehr oder weniger passenden parlamentarischen Voten, kleine Geister endlich füllen Zürcher Wochenzeitungen mit den Früchten ihrer Denkanstrengungen oder haben die Möglichkeit – und damit wären wir wieder einmal »in medias res« – im »Zürcher Student« ihre Geistesblitze los zu werden und zum Objekt ihrer Kritik zum Beispiel das Funktionieren der Studentenschaft der Universität Zürich zu machen.

Natürlich hat es auch eine Organisation wie die Studentenschaft nötig, dass man sich mit ihr auseinandersetzt und sie kritisch betrachtet. Dass der »Zürcher Student« dafür das geeignetste Mittel ist, wird niemand bestreiten. Es ist daher nett, dass Toni Lienhard an diesem Blatt der Studentenschaft einen Abschiedsartikel widmet. Wenn wir ihn deshalb trotzdem nicht zu den »Klassikern der Kritik« zählen, so deshalb, weil er es fertigbringt, sich in entwandfener Naivität und ungetrübt von jeder Sachkenntnis über die Studentenschaft der Universität Zürich zu äussern.

Da ist einmal der Vorwurf, der Grosse Studentenrat sei über seine Geschäfte kaum im Bilde und erteile aufgrund der vom Kleinen Studentenrat gegebenen Information diesem jeweils prompt seine Zustimmung. Wenn Toni Lienhard sich etwas besser erinnern würde oder sich auch nur andeutungsweise informiert hätte, wüsste er, dass zum Beispiel seinerzeit die Herausgabe des »Vademecum Studiosum« gegen den heftigsten Widerstand des damaligen KStR vom GStR beschlossen wurde, dass vor kurzem die Zahlung eines grossen Beitrages an die »Schweizer Freunde Angolast« trotz Widerstreben des KStR durch das Parlament gutgeheissen wurde, wobei die Art der Auszahlung sogar direkt gegen einen Antrag des KStR festgesetzt wurde. Was endlich die Wahlen betrifft, sollte Toni Lienhard bei nur einigermaßen ernsthafter Information feststellen können, dass die

Mehrzahl der derzeitigen KStR-Mitglieder in Kampfwahlen in dieses Gremium gewählt wurde. Die Beispiele liessen sich beliebig vermehren. Da aber bei Toni Lienhard Sensation vor Information kommt, braucht er sich selber ja auch nicht zu informieren.

Es folgt der Vorwurf, die Arbeit des KStR sei reine Verwaltung geworden. Tatsächlich besteht ein grosser Teil der KStR-Arbeit in Organisation, Verwaltung und jedes Semester wiederkehrender Kleinarbeit. Wenn Toni Lienhard der Studentenschaft dies nun aber zum Vorwurf macht, so zeigt er einmal mehr, dass er vom Funktionieren der Studentenschaft der Universität Zürich überhaupt nichts begriffen hat. Eine Exekutive im landläufigen Sinne besteht aus vollamtlichen und bezahlten Leuten, denen zur Ausübung der ihnen übertragenen Pflichten ein grosser Stab von Beamten und Angestellten zur Verfügung steht. Ganz anders liegen die Verhältnisse im KStR. Hier ist die Exekutive auf die tatkräftige Mitarbeit von Studenten in Kommissionen und als Beauftragte angewiesen. Festkommission, Lesesaalkommission, Serenadenkommission, Entwicklungshilfekommission, Zentralstellekommission und Verwaltungskommission der Darlehenskasse leisten jedes Semester eine Fülle von Arbeit. Daneben unterhält die Studentenschaft zusammen mit dem VSETH den »Zürcher Student«, die Auslastung der Studentenschaften, die Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen und die Bibliothekskommission. Ferner gibt es den VSS, den SSR, die Woko sowie ASVZ und SASV. Hier hat der KStR mannigfache Überwachungs- und Koordinationsaufgaben. Im weiteren hat er die Studentenschaft gegenüber den Universitätsbehörden zu vertreten. Er ist besorgt dafür, dass die ihm vom GStR übertragenen Aufgaben ausgeführt werden, er hat dem GStR selber Anträge zu stellen, und wenn die Meinungen von KStR und GStR oftmals übereinstimmen, so kommt das wohl daher, dass die KStR-Mitglieder vorher meistens dem GStR angehörten, oftmals sogar Fakultätspräsidenten waren und daher wissen, was getan werden muss. Dabei ist jedem Einsichtigen klar, dass die fünf Studenten in der Exekutive unmöglich alles selber machen können. Sie sind auf die Mitarbeit von allen Kommissionen angewiesen. Dem KStR deswegen einen Vorwurf zu machen und zu behaupten, er denke selber nicht, ist ungerichtet. Dabei kommt noch dazu, dass viele Aufga-

ben ihrer Natur nach nur eine einzelne Fakultät betreffen und so in den Fakultätsausschüssen und Fachgruppen viel für die Studenten unmittelbar getan wird.

Dass eine Organisation wie die Studentenschaft der Universität Zürich von fünf Leuten ehrenamtlich und neben dem Studium geleitet werden kann, braucht eine Unmenge Arbeit. Die Behauptung, dass Denken und Planen dabei überflüssig seien, zeugt von beneidenswerter Unkenntnis der wahren Verhältnisse. Anstelle unsachlicher Kritik wäre wahrscheinlich eher Dank angebracht. Jedenfalls möchte ich hier meinen Kollegen im Kleinen Studentenrat und allen übrigen Kommissionen, die in der Studentenschaft ihren Beitrag an Arbeit leisten, in aller Öffentlichkeit aufrichtig danken.

Dass Toni Lienhard die Sache mit dem Geld, das die Studentenschaft in Wertschriften angelegt habe – eine Geschichte, die auch noch in anderen Köpfen herumspukt – aufgegriffen hat, gibt endlich einmal Gelegenheit, hier Klarheit zu schaffen. Es kann nicht verlangt werden, dass ein Phil. Ier eine Bilanz zu lesen versteht, die notabene in jedem Semesterbericht des Präsidenten der Studentenschaft veröffentlicht wird. Hätte Toni Lienhard sich aber seriös informieren wollen, so hätte ihm jeder KV-Stift oder Handelschüler erklären können, dass der KStR Beträge vom Postscheck und vom Konto der Unikasse, wo sie keinen, oder vom Kontokorrent, wo sie wenig Zins eintragen, liquidiert und in Obligationen angelegt habe, die einen Zins abwerfen. Dabei wurde darauf geachtet, dass das Geld jederzeit verfügbar sei. Voilà tout.

Wenn man bis dahin Toni Lienhard lediglich Unkenntnis vorwerfen konnte, wo wird es im Zusammenhang mit der Woko und den Angola-Rebellen eher peinlich. Auch Toni Lienhard weiss ganz genau, dass die Studentenschaften schon über 100 000 Franken in die Woko gesteckt haben und dass die Forderung nach einem verantwortungsbewussten Finanzgebahren der Woko nur im Interesse der Studenten liegt. Ferner dürfte auch ihm bekannt sein, dass die Studentenschaft sich seinerzeit von der Angola-Solidaritätswoche des VSS entschieden distanziert hat.

Kommt nun die Sache mit den 2 Millionen der Rückversicherung, die man nach Lienhards Idee auf 5 Millionen hätte aufstocken sollen, um statt dreissig Studentenzimmer deren hundertfünfzig zu bauen. Auch wenn man weiss, dass beim Bauen nicht im Stil des Dreissatzes »2 Millionen geben 30 Studentenzimmer, wieviel geben 5 Millionen?« gerechnet wird, braucht man nicht einmal den oben erwähnten KV-Stift oder Handelschüler, um Toni Lienhard hier der Lächerlichkeit zu überführen. Für den Fall, dass er selber an seinen Vorschlag glaubt, möge er sich doch einmal an die Woko wenden. Man sucht dort dauernd fähige Leute. Wenn es allerdings das Ausschneiden von solchen Ideen ist, was Toni Lienhard »spekulativ denken« nennt, dann dürfen wir froh sein, dass in der

Studentenschaft nicht allzu viele Leute spekulativ denken.

Die Studentenschaft habe noch keinen Skandal erlebt, heisst es weiter. Dabei ist es ein offenes Geheimnis, dass die Studentenschaft vor einigen Semestern mehr als einen Skandal erlebt hat, wobei die finanziellen Verluste verglichen mit den Mitteln der Studentenschaft bedeutend grösser waren als der Mirage-Skandal im Vergleich zum Budget der Eidgenossenschaft. Es dem KStR jetzt zum Vorwurf zu machen, dass er in finanziellen Fragen sehr vorsichtig und empfindlich ist, erscheint grotesk.

Kommt endlich noch die Mensaangelegenheit. Gerade hier hat sich im zu Ende gehenden Semester gezeigt, wie gut die Einrichtungen der Studentenschaft der Universität Zürich spielen: Der GStR hat sich mit der im Dezember entstandenen Situation befasst und seine Anträge auf Einsetzen einer Kommission an den GStR gerichtet. Der GStR hat nach ausgiebiger Diskussion zugestimmt und war – der Erfolg hat es bereits gezeigt – gut beraten dabei, dies aber eben auch, weil man die Leute fand, die die Ausführung der vom KStR zusammengestellten und vom GStR gutgeheissenen Aufträge übernehmen. Dass in die ganze Geschichte Toni Lienhard mit seinem Artikel und vor allem die anschliessend hochgehenden Wellen ein seltsames Tempo gebracht haben, ist auch die Meinung des KStR. Woher Toni Lienhard da etwas anderes wissen will und was das mit dem KStR als einem Kollegialgremium zu tun hat, ist völlig schleierhaft.

Auch hier muss wieder festgestellt werden, dass Toni Lienhard es nicht für nötig gefunden hat, sich sorgfältig zu informieren. Der Artikel weckt überhaupt den Eindruck, dass Sensation gross, Information jedoch klein geschrieben wird. Für einen Studenten, der das Schreiben in einer Studentenzeitung ja auch nur nebenamtlich und als Amateur betreibt, ist dies jedoch noch einigermaßen verzeihlich, was es für jemanden, dem es um ernsten Journalismus und echte Information geht, nicht mehr wäre.

Was Toni Lienhard erfreulicherweise sozusagen immer zustande gebracht und wofür man ihm dankbar sein darf, ist das Gespräch, um das es ihm geht und das er auch am Schluss seines Artikels fordert. Ob es nötig war, zuerst immer mit Kritiken, die nicht zu hoch, wie er im Eingangszitat schreibt, sondern entschieden zu tief zielten, Unwillen zu erregen, darüber kann man diskutieren. Nicht diskutieren kann man über die Notwendigkeit, die Atmosphäre des Gesprächs zu pflegen und zu erhalten. Der Wille zu denken, dem andern zuzuhören und mit ihm zu sprechen ist unerlässlich. Dass hier noch einiges getan werden kann und muss, ist unbestritten. Aufgerufen dazu ist jeder, der den Namen Student und Kommilitone zu Recht tragen will.

Franz Germann, Präsident der Studentenschaft der Universität Zürich

FP FP

Köpfe wählen Köpfe

Am 6. März wird der Zürcher Gemeinderat neu bestellt. Der Ausgang dieser Wahl entscheidet über die Qualität der gemeinderätlichen Arbeit der nächsten 4 Jahre.

Viele Akademiker werfen dem Gemeinderat vor, nicht auf bestem Niveau zu arbeiten. Die Freisinnige Partei hat sich stets bemüht, **selbständig denkende Männer** in den Rat zu delegieren. Nicht umsonst entwickelte sie sich zur **stärksten bürgerlichen Partei** im Gemeinderat.

Dass der Freisinn immer wieder mit guten Köpfen aufwarten kann, rührt u. a. daher, dass **eigenständig und kritisch denkende Bürger** seit jeher eine **Affinität zum Liberalismus** verspüren und sich gerne in den Reihen der Freisinnigen Partei betätigen.

Köpfe wählen Köpfe



FREISINNIGE PARTEI
DER STADT ZÜRICH



Etwa 80 verschiedene Berufe wirken bei der Schaffung eines neuen chemischen Produktes mit. Nicht nur der Chemiker, sondern eine grosse Arbeitsgemeinschaft steht ihm zu Gevatter. Allein in Forschung und Produktion beschäftigt die J.R.Geigy A.G. wissenschaftliche und technische Spezialisten aus zwei Dutzend Sparten. Neben den Chemikern aller Richtungen stehen Mediziner, Pharmazeuten, Apotheker, Biologen, Bakteriologen, Botaniker, Zoologen, Entomologen, Agronomen und Ingenieure mehrerer Disziplinen. Hinzu kommen Volkswirtschaftler, Betriebswirtschaftler und Juristen und weitere Leute mit Ideen, Sprachkenntnissen und Sinn für Team-work. Eine solche Arbeitsgemeinschaft gewährleistet auch für die Zukunft neue Spitzenprodukte auf den Gebieten der Pharmazie, der Farb- und Gerbstoffe, verschiedener Industriechemikalien und der Schädlingsbekämpfung.

J.R.Geigy A.G., Basel

Geigy

Der Jahreskongress des VSS in Zug

An beiden Hochschulen Zürichs besteht seit einiger Zeit, mindestens aber seit dem letzten Jahreskongress in Liestal ein latentes Misstrauen gegenüber dem Verband Schweizerischer Studentenschaften (VSS). An beiden Hochschulen kam es wiederholt zu Diskussionen in den Studentenparlamenten, beide haben sogar mit dem Gedanken eines Austritts gespielt, und beide haben schliesslich ihre Mitgliederbeiträge bis zum diesjährigen VSS-Kongress in Zug gesperrt. Ohne mich hier in prinzipielle Diskussionen einzulassen und ohne mich zur Höhe der Mitgliederbeiträge zu äussern (Poly 10 000 Fr., Uni 12 000 Fr. im Jahr), will ich versuchen zu berichten, was im vergangenen Jahr geschehen ist und welche Ergebnisse der Kongress gezeigt hat.

Das Jahr begann in Liestal unter denkbar schlechten Auspizien: Eine umstrittene Präsidentenwahl führte dazu, dass die Welschschweizer Sektionen sich aus allen Vorstandsämtern zurückzogen und vorerst zu einer Mitarbeit nicht bereit waren. Der Deutschschweizer Vorstand hat sich indes aus der folgenden Pressepolemik glücklicherweise herausgehalten, und schon drei Monate später konnte festgestellt werden, dass die zersplitterten Bande zu unseren Kommitteons jenseits der Saane wieder angeknüpft wurden. Ebenso bald war der Kreditwunsch in der Öffentlichkeit und bei den Behörden überwunden. Heute hat der VSS eine Presse wie noch nie. Bereits sind Vertreter des VSS zu Sitzungen des Wissenschaftsrates und der Rektorenkonferenz eingeladen worden, und vom Eidg. Departement des Innern liegt eine Zusicherung vor, dass der VSS ins Vernehmlassungsverfahren des Bundesrates zur Frage der Bundes-subsidien und der Koordination zwischen den Hochschulen einbezogen werden wird.

Dem Ressort Universitäres wird dementsprechend im kommenden Jahr auch eine eindeutige Priorität eingeräumt. Der Kongress in Zug hat

denn auch beschlossen, eine besondere Kommission einzusetzen, welche die Wünsche der Studenten im Zusammenhang mit der Koordination insbesondere in Forschung und Ausbau, aber in gewissen Grenzen auch in der Lehre an den schweizerischen Hochschulen auszuarbeiten hat. Gerade für die Koordination der Lehre gilt es darauf zu achten, dass ein grösstmögliches Mass an akademischer Freiheit beibehalten und eine weitere Verschulung der Hochschulen unbedingt vermieden wird.

Der Hauptakzent im kommenden Jahr wird auf den Sektor »Logement« gesetzt werden. Auch hier hat man eine Kommission eingesetzt. Ihre Aufgabe wird sein, neben Erfahrungsaustausch und Ausarbeitung von grundlegenden Dokumenten zum Thema »Studentenwohnungen« (soziologisch, architektonisch, finanziell und juristisch) vor allem die Nichthochschulkantone vermehrt zum Bau von Studentenhäusern in Universitätsstädten anzuregen. Auch die in Aussicht stehenden Bundes-subsidien sollen – nach Ansicht des VSS – zum Bau von Mensen und Studentenheimen verwendet werden können.

Eine grosse Arbeit erwartet auch den Vizepräsidenten für Internationales. Nicht nur findet wieder eine ISC (International Students' Conference) statt, er hat vielmehr dieses Jahr in der Schweiz das European Meeting zu organisieren, das einzige regelmässige Treffen, bei welchem östliche und westliche Studentenverbände in grosser Zahl am gleichen Tisch sitzen werden.

Aus dem Ressort Kultur ist die erstmalige Durchführung einer Schweizer Studententheaterwoche zu vermerken. Publikums- und Rechnungserfolg entsprechen nicht ganz den Erwartungen. Doch will man nun, wo die Kontakte geschaffen sind, eine Dachorganisation der Studententheatergruppen gründen und möchte 1967 den

Versuch mit einer schweizerischen Theaterwoche wiederholen.

Weniger erfreulich sieht die Finanzlage aus: Nachdem schon das vergangene Jahr mit einem Ausgabenüberschuss von 1010 Fr. abschloss, sind nun wiederum 4800 Fr. Defizit budgetiert. Dies obwohl man auf den kostspieligen und wenig erfolgreichen Standpunkt (Standpunkt = Broschüre des VSS) verzichtet und keine LEP (LEP = Leadership Exchange Programs) für das kommende Jahr vorgesehen sind.

Zu betonen ist, dass während des ganzen Kongresses alle Sektionen sich bemühten, fruchtbare Arbeit zu leisten. Meinungsverschiedenheiten zwischen Welsch- und Deutschschweizer Sektionen bestehen, aber hüben und drüben war man bereit, zu diskutieren, des andern Standpunkt zu verstehen und – wie uns scheint – gute Kompromisse zu schliessen. Die welschen Sektionen haben einen neuen Präsidenten des VSS gestellt, der das Vertrauen aller Sektionen geniesst und mit sämtlichen Stimmen gewählt wurde. Auch die übrigen Vorstandsposten wurden mit Kandidaten besetzt, die mit überzeugenden Mehrheiten gewählt wurden, wobei einig der als Vizepräsident für Universitätsfragen vorgeschlagene Kandidat nicht genügend Stimmen auf sich vereinigen konnte. Dieser Posten sowie der des Vizepräsidenten für Soziales, für den keine Sektion einen Kandidaten vorschlug, blieben somit vakant. Der VPU, Conrad Lerch, und der VPS, Fritz Nigg, werden die Geschäfte ad interim noch weiterführen; im übrigen wurde der Vorstand beauftragt, die vakanten Sitze bis zum 15. März durch Wahlen auf dem Zirkularweg besetzen zu lassen.

Der für das Jahr 1966 neu gewählte Vorstand des VSS hat folgende Zusammensetzung: Präsident Theodor Buss neu (Neuenburg), Vizepräsident: Jürg Marti neu (Zürich), Vizepräsident für Internationales: Christoph Steinlin (Bern), Vizepräsident für Soziales: vakant, Vizepräsident für Universitätsfragen: vakant, Vizepräsident für Kulturelles: Robert Ruoff neu (Bern), Quästor: Urs Frey neu (St. Gallen).

Sergio Pellegrini, VSETH-Präs.

Was ich sagen wollte

Lieber -mm-, Redaktor werden ist nicht schwer, Redaktor sein dagegen sehr. Während es zum ersten gute Beziehungen, einen passablen Stil und etwas Interesse bracht, sind zum zweiten Information und eigene Kenntnis dringend anzuraten.

So dürften eigentlich, lieber -mm-, der du dich grad noch unterschriftlich vorzustellen geruhst, in einem Leitartikel über Hochschulausbau in einer Studentenzeitung nicht Dinge stehen, die leider, leider nur Wunschträume sind. Mindestens über die Zürcher Verhältnisse sollte man sich gründlich ins Bild setzen, bevor man Chefredaktoris spielt, oder? – Also:

1. Der 444-Millionen-Kredit für den Ausbau der ETH ist erst im Nationalrat bewilligt worden. Die Ständeratsdebatte steht noch aus.
2. Von der Studentensubvention Hönggerberg liegt leider erst ein Vorprojekt vor (ein sehr schönes, wie verlautete). Es ist in der Botschaft, welche baureife Projekte für die verschiedenen Anstalten enthält, nicht inbegriffen.
3. Die 444 Millionen werden natürlich nicht auf einen Schüble ausbezahlt, sondern verteilt ca. auf die nächsten fünf Jahre verwendet (falls die Bauwirtschaft mit den Aufträgen überhaupt nachkommt). Dann aber entspricht der Betrag genau dem, was der Labhardt-Bericht für die Entwicklung der ETH prophezeit hat.

Nyt für Unguet!
Sergio Pellegrini,
Präsident des VSETH

Zum Abschied aus dem VSETH

Chemikereien

Was ein echter Chemiker ist, hat seinen Bunsenbrenner im Sack und was ein richtiger Alchemist, köcherlet überall ein wenig mit – je mystischer die Tätigkeit ist, umso eher. So haben wir denn den Rücktritt von Frederik Grever als Kulturapostel des VSETH lebhaft zu beklagen, dürfen uns aber freuen, in der Person von Hans-Peter Nadig einen ebenso versierten wie initiativen neuen Mitarbeiter (Ressort Internationales) gewonnen zu haben.

Frederik war beinahe ein Jahr in unserem Vorstand tätig. Manche haben ihm vorgeworfen, er hätte mit zu kleinem Feuer gekocht – er wusste natürlich, wie schnell Reagenzgläser zerspringen, erst recht, wenn ein so kostbarer Saft wie Kultur-Lauge synthetisch hergestellt werden soll. In natura muss dieses Substrat in der Polygegend ja bekanntlich als Spurenelement bezeichnet werden.

Dennoch ist es ihm gelungen, die Bedingungen herauszufinden, bei denen Jazz- und andere Musikanter untereinander reagieren und sich zu sogenannten Orchester-Komplexen vereinigen. Seine Experimentierkunst hat auch Aussichten, verfahrenstechnisch ausgewertet zu werden: Bereits ist mit Konzertkarten ein Umsatz von 7000 Fr. erreicht worden.

Er selbst hat natürlich auch angewandte Chemie sehr geschätzt. Nicht bloss, dass er geeicht war, nein: dem Vernehmen nach soll er ganz ausserordentliche Fähigkeiten entwickelt haben, wenn er einen guten Tropfen zu kosten bekam. Selbst

schwierige philosophische Gespräche konnte er dann in gewähltestem, fließendem Portugiesisch führen. Ueberhaupt: seine Beziehungen waren weltweit und umfassten die verschiedensten Bereiche. Sein Hobby: portugiesisch fotografieren und – in der Folge – portugiesische Briefe schreiben, auch griechische oder römische, wenn's sein musste. Ganz à discrétion: bei der Umfrage im letzten Zürcher-Studentenrat hat sich ergeben, dass er zu den drei bestgekleideten Polystudenten gehört.

Der VSETH-Vorstand dankt ihm für seine Mitarbeit bestens. Wir wünschen ihm, dass er mit so viel Lebensfreude, ungegrübeltem Optimismus und goldigem Humor wie bis jetzt vor seiner Rückkehr ins geliebte Holland (Niederlande = tschuldigung) noch eine angenehme Zeit in Zürich, mit dem VCS und der Hollandia verbringen kann.

Viel Erfolg im Studium und alles Gute, Frederik!

Sergio Pellegrini

Tschau Eric!

Fast zu Tränen gerührt sind wir, wenn wir an das Scheiden unseres VSETH-Gnömchens denken. Unser Enfant horrible, weiland Präsidentenschreck (der Mann, der einen Basler zum Messer greifen liess), unseren grand International, den hingebungsvollen Betreuer des Ressorts Internationales im VSETH-Vorstand möchten wir fast nicht missen. Denn mit seinem echt amerikanischen Kepp-smiling-face, seinen unbestechlichen Kenntnissen in fremden Sprachen und in Karl Marx' »Kapital« war er das ideale Aushängeschild unseres Verbandes. Seine gastgeberischen Fähigkeiten stellte er mit der Organisation und der Durchführung des Polen-austausches ausreichend unter Beweis, indem er dieses heikle Unternehmen zum Erfolg führte.

Im Vorstand hielt Eric oft eine völlig eigene Position und wagte bisweilen gar, vehement auf den Präsidententisch zu klopfen, was andrerseits den Präsidenten, ebenfalls bisweilen, mit etlicher Bitterkeit erfüllte. Das friedfertige Aussehen von Eric konnte sich als peinliche Täuschung erweisen, wenn ihn ein heikles Thema aus dem Busch klopfte. Aber er war uns nicht ein unbehaglicher Aussenseiter, sondern er verhalf uns vielfach zu einer hocherwünschten Erweiterung unseres Horizontes, indem er kraft seiner Herkunft einen eher welschorientierten Standpunkt einnahm. Wohl wurden seine Ideen nicht immer im vollen Bewusstsein ihrer Genialität gewürdigt und brachen oft am Gehege der Demokratie. Doch das ist das Schicksal des durch banale Umstände verhinderten Genies: verkannt zu werden.

Eric wird sich nun vermehrt in sein Studium (Chemie) versenken, um es dann umgehend abzuschliessen. Wir wollen jedoch hoffen, dass die Wellen im Meer der Fachwissenschaft nicht über seiner Brain-box zusammenklatschen, sondern dass wir uns auch weiterhin wenigstens an seiner geistigen Präsenz im allgemeinstudentischen Leben erfreuen dürfen. Für den VSETH-Vorstand
Hannes Walder, VP

Student für Europa

Können wir wirklich bloss reden und im besten Falle auch noch unser eigenes Vergnügen organisieren? – Manchmal geschah mehr, und plötzlich begeisterten sich viele und setzten sich ein!

... So geschehen in der Schweiz anlässlich der Aktion für die ungarischen Studenten ... so geschehen in Deutschland, Oesterreich, Frankreich und Dänemark, als an den Hochschulen die Aktion »Student für Europa« gegründet wurde.

»Student für Europa« – der Name existierte noch

Vorwände für eine Unterschrift...

Wir Studenten stehen offensichtlich im Ruf, politisch interessiert – und interessant – zu sein. Nur im »zss« sind während des ganzen Jahres, seien Wahlen auch noch so fern, politische Inserate zu finden. Auf uns ere interessieren nimmt die Werbung Rücksicht: »Was wir wollen: eine Mensa für die Studenten; unsere Forderung, hat die FP geschrieben, die Sozialdemokraten weisen auf ihre, durch den »zss« angeregte Initiative Siegfried und auf die Interpellationen Götsch (im Kantonsrat) und Lezzi (im Gemeinderat), den Mittelschulklub betreffend, hin, und »Trumpf Buurs, Aktionskomitee für freie Meinungsbildung, nimmt Stellung zu Prof. Beck's Votum anlässlich der Bundesratswahl am 8. Dezember (siehe »zss« 43. 6); kurz, der Einfluss der Studenten auf die Politik ist auch in der Schweiz gross (oder kann es wenigstens sein).

Kurz vor den Wahlen Bieri, Dunkel, Maurer, Widmer ist es aufschlussreich, die Inserate zu lesen: Prof. Max Imboden hat kürzlich am Familientisch den Versuch gemacht: Welcher Werbetext stammt von welcher Partei, war seine Frage, als er verschiedene Inserate namenlos vorlas: Nur fast unmerklich hereingerutschte »liberale« oder »radikale« konnten als Hinweise zu dieser oder jener Partei dienen, und auch so noch war nur in den wenigsten Fällen die richtige Zuordnung möglich. Die klaren Fronten von einst sind verwischt. Eher hier oder eher dort, eher so oder eher anders wird heute versucht, Wähler zu gewinnen. Um die Studenten aber sind alle bemüht, ist es doch weitgehend die Intelligenz (nur vollkommene Anarchisten behaupten das Gegenteil), welche Richtlinien für Partei und Politik schafft.

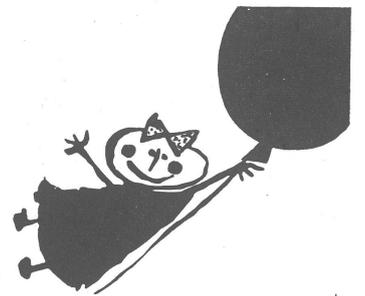
Seit der letzten Nummer schreibt nun Prof. Beck regelmässig im »zss«. Er ist unser politischer Kolumist geworden. Wir möchten eine Art Forum für ein engagement des non-engagement schaffen: unsere Auseinandersetzung mit Carlo von Ah und der FSZ hat im »AT7« bereits zu einer grundsätzlicheren Diskussion geführt, als sie der ganz konkrete Zankapfel ermöglichte. In dieser Nummer soll die von verschiedenen Echos angefeuerte Kontroverse zu einem vorläufigen Abschluss gebracht werden.

Auch Toni Lienhard hat jetzt seine Unterschrift. Sie wirkt fast noch schöner als meine. Aber eben, man sollte auch etwas zu sagen haben, das man mit einer Unterschrift besiegeln kann; ob li in seinem »Schwanengegang« etwas zu sagen hat, daran zweifelt Franz Germann nicht nur leicht.

Meine Unterschrift hat übrigens den Neid einiger Studenten erregt: Ich streite mich aber nicht um mein Privileg, Sergio Pellegrini, der zu Recht einen sachlichen Fehler in meinem letzten Leitartikel korrigiert, darf nächstesmal, wenn er will, mit Unterschrift signieren. Nüßt für unguet ...

T. T. Tede

nicht, als vor sieben Jahren ein paar Studenten der Bergbauakademie, Klausthal-Zellerfeld, 30 Kinder aus der Grosstadt Berlin in die Ferien luden. Jene Aktion hiess »Student für Berlin«. Doch 1965, wo Studenten aus 20 Nationen 4604 Kinder in 121 über ganz Mitteleuropa verstreuten Ferien-



lagern betreuten, hiess die Aktion mit Recht »Student für Europa«. Die ganze Organisation wird getragen von Arbeitsgemeinschaften an verschiedensten Hochschulen, welche Kinder aufbieten, Heime besorgen und durch Betreuerkurse den Lagerleitern vorerst die nötige Ideenspritze verabfolgen. Eine Arbeitsgemeinschaft Zürich funktioniert bereits – also: ein Schweizer Lager im Sommer 1966.

Doch brauchen wir Leute, Studentinnen und Studenten, die selbst noch jung sind, einfallreiche Kameraden und unkonventionelle Leiter, die zündige Ideen und Touren ausdenken und dabei manches mehr wissen und erklären können, Leute, welche Spass haben an Kontakten mit Kindern und Studenten anderer Nationen und vor allem Spass am eigenen Organisieren. Sei es in der Arbeitsgemeinschaft oder als Lagerleiter, wir brauchen dich.

Bist du aufmerksamer Leser des Anschlagbrettes, so wirst du mehr von uns hören, noch besser ist, du wendest dich sofort an die folgende Adresse: Susy Greuter, In der Hub 16, 8057 Zürich

Dr. Jakob Burckhardt, der neue Schulratspräsident

Mit grösster Spannung wurde am Poly der Entsch. des Bundesrates bei der Besetzung des höchsten Amtes unserer Hochschule erwartet. Was lange währt, wird endlich gut, sagt das Sprichwort:

Am 4. Februar hat der Bundesrat Dr. Jakob Burckhardt zum Präsidenten des Schweizerischen Schulrates gewählt. Dr. Burckhardt tritt damit die Nachfolge des im Oktober verstorbenen Prof. Dr. H. Pallmann an; er wird seine neue Tätigkeit am 1. April aufnehmen.

Jakob Burckhardt wurde 1913 in Basel geboren. Seine Studien, die er an den Universitäten Basel und München absolvierte, schloss er 1937 mit dem Dr. jur. ab. Nach einem Stage an den Gerichten und in Anwaltsbüros in Basel und Genf und nach zwei Jahren Aktiviendienst trat er 1940 in den Dienst des Politischen Departementes, zunächst während vier Jahren als Generalsekretär der Abteilung für fremde Interessen, dann – nach dem Krieg – im Aussendienst in Prag und Oslo. 1950/51 war er Chef des Finanzdienstes des Eidg. Politischen Departementes. Dann weilte er neuerdings im Ausland, diesmal als Legationsrat in Stockholm und Rom, wo er speziell mit Wirtschaftsprüfung betraut wurde. 1957 kehrte er in die Schweiz zurück. Er wurde Stellvertreter, dann selbst Delegierter für Fragen der Atomenergie und Mitglied der Atomkommission des Nationalfonds. In jene Zeit fiel der Uebergang des Institutes der Reaktor AG in Würenlingen an die ETH. 1961 ernannte ihn der Bundesrat zum Chef der Abteilung für Internationale Organisationen des Eidg. Politischen Departementes – eine Abteilung, der u. a. die Belange der internationalen wissenschaftlichen Zusammenarbeit in CERN, ESRO usw. anvertraut sind.

Dr. Burckhardt wird uns geschickter als ein bescheidener, zurückhaltender, aber nüchterner und bestimmter Diplomat, der ein ausgesprochenes Organisations-talent besitzt. Wir beglückwünschen ihn zu seiner ehrenvollen Wahl und wünschen ihm in seinem neuen Amt viel Erfolg und Mut bei der Lösung der grossen und schwierigen Aufgaben, die ihn erwarten.



Sergio Pellegrini, Präs. des VERBANDES DER STUDIERENDEN AN DER ETH

Sigi Widmer - eine Nomination, der die Zürcher Studenten zustimmen können.

Dr. Sigmund Widmer, Jahrgang 1919, hat an der Universität Zürich studiert und 1947 das Doktor- und Staatsexamen bestanden. Dissertation: »Die Bundesreform von 1848 im Urteil Frankreichs«. Nach einem Amerikajahr wirkte er während kurzer Zeit als Assistent von Prof. Dr. Leonhard von Muralt am Historischen Seminar der Universität Zürich.

Während der Studienjahre hat sich Sigi Widmer aktiv am studentischen Leben beteiligt. Er war zuerst Präsident der Studentenschaft der Universität Zürich und später Präsident des VSS. 1960 hat sich der VSS an Widmers Gabe, Gegensätze auszusöhnen, erinnert, indem er seinen einstigen Präsidenten zum alleinigen Schiedsrichter über einen heftigen Streit zwischen welscher und deutscher Schweiz berief und sich zum vornherein seinem Entscheid unterwarf.

So wie es ihm damals gelang, eine friedliche Lösung herbeizuführen, so hat er es seitdem immer wieder verstanden, mit dem Partner ins Gespräch zu kommen. Die Konzilianz ist ein typischer Charakterzug des Menschen und Politikers Widmer. Sie ist gepaart mit einer dynamischen Tatkraft und einem initiativen Geist.

Unser Kandidat bringt 12 Jahre Erfahrung als Stadtrat und Vorsteher des Bauamtes II mit. Er kennt sich als Nationalrat auch in der eidgenössischen Politik aus (im Falle seiner Wahl wird er dieses Mandat ablegen).

An der Pressekonferenz vom 3. Februar hat sich Dr. Widmer über die Zukunft von Zürich geäußert. Die studentischen und kulturellen Anliegen, für welche sich Sigi Widmer seit jeher eingesetzt hat, bilden einen wichtigen Bestandteil seiner Erklärung.

Möchten Sie Sigi Widmers Gedanken über die Zukunft von Zürich zuhause in Ruhe studieren und diskutieren? Wir senden Ihnen gerne ein Exemplar der Erklärung zu. Postkarte mit Name und Adresse genügt.

Im übrigen hoffen wir, dass auch Sie der Nomination Sigi Widmer zustimmen können!

Ueberparteiliches Komitee
»Sigi Widmer als Stadtpräsident«
Waisenhausstrasse 2, 8001 Zürich

Willi Baumeister, Dr. med. dent
Hans C. Bechtler, dipl. Ing.
René Bernet, Bauführer
Jakob Bräker, Prof. Dr. phil.
Walter Brunner, Dr. sc. techn.
Paul Bühlmann, Schauspieler
Alfred Byland, Kaufmann
Franz Fischer, Bildhauer
Werner Frey, Arch. BSA
Werner Gantenbein, Arch. BSA/SIA
Hans Glattfelder, Dr. iur., Oberrichter
Lutz Hardeck, Komponist
Eduard Huber, Schauspieler
Werner Jegher, Ing. SIA
Hans Isler, Elektromonteur
Hansjakob Keller, dipl. Ing. ETH
Kurt Keller, Kaufmann
Erich Koch, Zeughausverwalter
Max Lämmli, Gärtner

Bruno Mariacher, Dr. oec. publ.,
Verleger
Peter Meyer, Prof. Dr. phil.
Diether von Rechenberg, Dr. iur.,
Rechtsanwalt
Sepp Renggli, Sportreporter
Rudolf Rietschard, Baumeister
Walther Caspar Rüegg, Banquier
Willy Sauser, Nationalrat
Willi Schalcher, Ing.
Ernst Schmid-Maerki, Nationalrat
Jörg Schneider, Schauspieler
Ed. Stiefel, Prof. Dr. math.
Paul Strobel, Akkordant
Werner Stücheli, Arch. BSA/SIA
Ulrich von Sury, dipl. Ing. ETH
Hans Walder, Dr. iur., Staatsanwalt
Adolf Wehrli, Magaziner
Max Ziegler, Arch. BSA/SIA



Horoskope - Ja oder Nein?

Wann sind die Glücks- und wann die schwarzen Tage für Sie? Ein Glückstag ist bestimmt jenes Datum, an welchem Sie zu PHILIPS stossen. PHILIPS-Schweiz ist ein bedeutendes Unternehmen

der Elektrotechnischen Branche; unsere Produkte geniessen Weltruf. Die Entwicklung auf allen Gebieten nimmt immer mehr zu. Es gibt deshalb unzählige Möglichkeiten, seine Kenntnisse -

kommerzieller oder technischer Art - in der PHILIPS-Familie nutzbringend für beide Teile einzusetzen. Schreiben Sie uns - vielleicht wird es Ihr Glückstag!

PHILIPS

Philips AG, Personalabtt.
Edenstr. 20, 8027 Zürich
Tel. 051/25 60 90

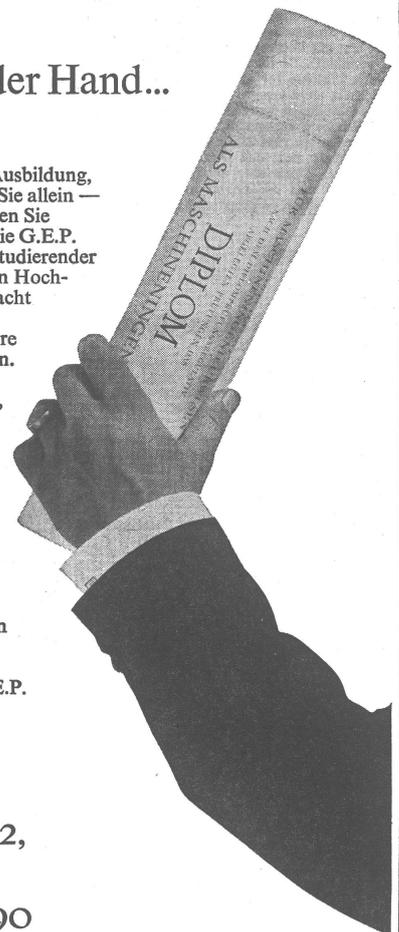


Das Diplom in der Hand...

macht noch keine Karriere!

Es bescheinigt Ihnen eine gute Ausbildung, aber vorwärts kommen müssen Sie allein - das heisst nicht ganz allein. Haben Sie schon von der G.E.P. gehört? Die G.E.P. ist die Gesellschaft ehemaliger Studierender der Eidgenössischen Technischen Hochschule, die es sich zum Ziel gemacht hat, den Kontakt zwischen den «Ehemaligen» zu stärken und ihre beruflichen Interessen zu fördern. **Gesellschaftliche Treffen, akademische Fortbildungskurse, eine internationale Stellenvermittlung und Beratungsdienste im In- und Ausland helfen den Mitgliedern der G.E.P., wohin sie auch kommen, einen Schritt weiter auf Ihrem Berufsweg. Eine gute Sache - finden Sie nicht auch? Und noch dazu eine, die sich seit langer Zeit bewährt hat. Verlangen Sie einen Prospekt der G.E.P. auf der Rektoratskanzlei der ETH oder beim Generalsekretariat der G.E.P. Staffelstrasse 12, Zürich 45 Tel. 051'25 60 90**

G.E.P.
Staffelstrasse 12,
Zürich 45
Tel. 051'25 60 90



Spröde Neutralität

Das Podium des Outsiders oder: Hier darf Prof. Beck reden

Im allgemeinen Ueberblick zum Bericht des Schweizerischen Bundesrates an die Bundesversammlung über seine Geschäftsführung im Jahre 1964 stand auf S. 4 der bemerkenswerte Passus zu lesen: »Ueberall, in West und Ost, erhebt der Nationalismus wieder sein Haupt und gibt dem Fühlen und Handeln der Völker den Ausdruck profilierter Eigenständigkeit. Die Welt steht nicht mehr im gleichen Grade unter der Herrschaft der Rivalität zweier Einzelmächte (ja, die Andeutung einer partiellen Interessengemeinschaft zwischen beiden – z. B. auf dem Gebiet der Atombewaffnung – wird sichtbar), und die pluralistische Vielfalt bestimmt je länger desto mehr die politische Welt-szene.«

In dieser Feststellung liegt – nebst vielem andern, das uns hier nicht beschäftigen soll – ein Programm, denn offenbar bringt der Bundesrat damit zum Ausdruck, dass der bisherige Weg der Schweiz angesichts der einem neuen nationalen Pluralismus zustrebenden Weltlage wohl der einzig richtige sei. Tatsächlich wäre dann nicht einzusehen, warum innerhalb Europas Integrationen wünschenswert sind, die den Nationen Souveränitätsrechte entziehen, uns Schweizern aber daneben noch die Neutralität gefährden könnten.

Die oben zitierten Sätze des Bundesrates sind aus der Situation des Jahres 1965 durchaus erklärlich. Frankreich hatte damals der EWG brüsk den Rücken gekehrt, und es fehlte daher nicht an schadenfreudigen Stimmen, die ganz ernsthaft den endgültigen Ruin der supranationalen Institution der EWG predigten.

Heute sehen die Dinge jedoch keineswegs so schwarz aus für jene, denen der Zustand eines pluralistischen Nationalismus keineswegs so sicher in der Weltgeschichte determiniert zu sein scheint. Der Wahlkampf um die Präsidentschaft in Frankreich hat gezeigt, dass das Land nicht wieder in das alte nationale Denken zurückfallen will. Dem Appell de Gaulles an die »Grande Nation« war weniger Erfolg beschieden, als wohl die meisten Beobachter vorher gedacht hatten. Ein Kandidat wie Lecanuet vermochte sich glänzend durchzusetzen durch seinen Einsatz für ein europäisches Frankreich. Und wenn dieses Land sich jüngst in Luxemburg wieder an den Verhandlungstisch setzte mit den andern fünf Partnern der EWG, so sicher deshalb, weil die Staatsführung aus den Wahlen eine Lehre gezogen hat.

Damit ist freilich nicht gesagt, dass der weitere Weg zu Europa nicht steinig sein wird. Die grossen Auseinandersetzungen um die integrale Durchsetzung des Römer Vertrags stehen immer noch bevor. Und es fehlt nicht an guten Europäern, die dessen Modifizierung im Sinne de Gaulles für richtig halten, damit angesichts der stark eingewurzelten nationalen Vorurteile – das sind eben die Realitäten, mit denen die Politik zu rechnen hat – das Gespräch um die schliessliche Einigung Europas wieder richtig in Gang kommen kann. Immerhin, die Wendung der Dinge in Luxemburg zeigt, dass hier der französische Nationalismus eher an Profil verloren hat.

In ähnlichem Sinne darf doch wohl auch der englische Vorstoss der letzten Sitzung des Europarat in Strassburg gewertet werden. Der britische Konservative Duncan Sandys schlug vor, dem Empfehlungsentwurf der politischen Kommission des Europarates, der in gemässiger Form eine Intensivierung der politischen Integration Europas forderte, einen eigentlichen Appell an die Mitglieder der EWG beizufügen, es möchten diese ihre internen Streitigkeiten so rasch wie möglich belegen, damit die Sechsergemeinschaft bald erweitert werden könne. Duncan Sandys forderte ferner die Mitglieder der EFTA auf, mit den Regierungen der EWG-Länder die Frage einer Verbindung, sei es als Vollmitglieder oder als Assoziierte der EWG, zu erörtern.

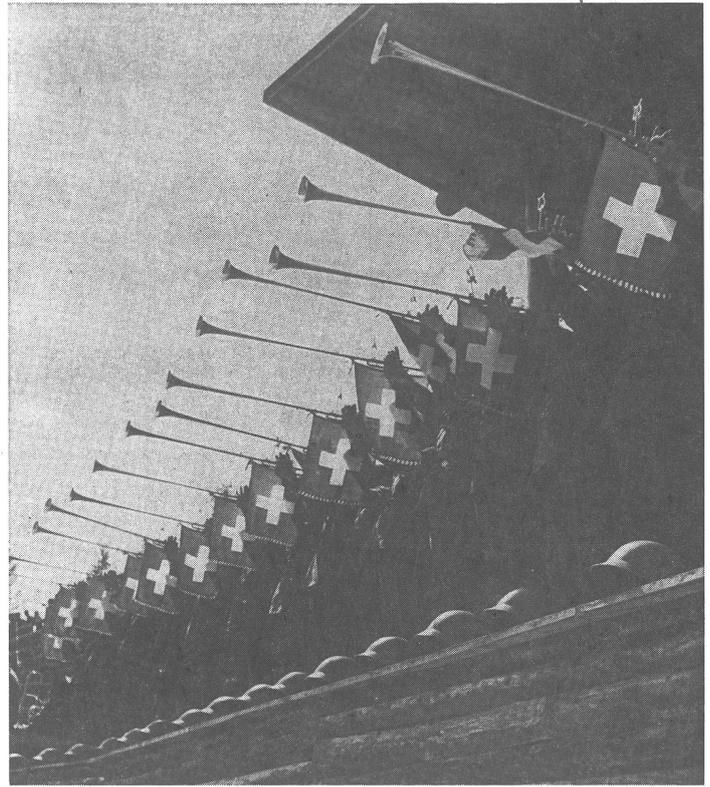
Auf all das reagierten die schweizerischen Vertreter im Europarat recht sauer. Zwar klingt der Vorschlag von Duncan Sandys durchaus an den Tenor von Churchills Zürcher Rede im Jahre 1946 an, für die man bei belanglosen festlichen Anlässen sehr viel übrig hat, doch sahen die Herren darin eine Einmischung in fremde Angelegenheiten, die unserem Neutralitätsdenken abträglich sein könnte. Herr Bretscher erklärte vor der Agence France Presse, es sei ein einziges Sache der Sache, zu entscheiden, wie sie ihre Schwierigkeiten beilegen wollten. Der Europarat könne nicht der Gralshüter des Vertrags von Rom sein. Da der Vorschlag von einem Engländer ausging, bedauerte Herr Bretscher überdies, dass dadurch der Eindruck erweckt werde, es seien die Mitglieder der EFTA unter sich gespalten – als ob nicht alle Welt schon wüsste, dass auch die EFTA seit den einseitigen britischen Zollerhörungen ihre schwere Krise durchmacht. Herr Duft hingegen schlug vor, der Europarat möge sich eher für die Lösung von Teilproblemen einschalten, während die grossen politischen Fragen zunächst besser beiseite gestellt würden. Demnach: Politik der kleinen

Schritte und ja keine politischen Entscheidungen. Doch die Abgeordneten des Europarates dachten in ihrer grossen Mehrheit anders als die Sprecher der schweizerischen Delegation. In der Abstimmung, die unter Namensaufruf vor sich ging, schlossen sich 82 Parlamentarier dem Antrage von Duncan Sandys an, nur 14 stimmten dagegen, während 8 sich der Stimme enthielten. Unter den Neinstimmenden befand sich die gesamte schweizerische Delegation.

Die Parlamentarier bekannnten sich mit ihrer Entscheidung zu den zurückhaltenden neutralen Richtlinien des Bundesrates. Mögen die Absichten von Duncan Sandys sein wie sie wollen – in der Presse hört man darüber die verschiedensten Auffassungen –, so sind sie doch in einer Hinsicht unzweifelhaft bedeutsam: ein Engländer rief energisch zur Einigung Europas im Stile der EWG auf – und der Rat folgte seiner Aufforderung. An höchster Stelle, wo solches überdies durchaus am rechten Orte ist, erfolgte von bedeutenden Staatsmännern Europas ein energischer Appell zur Einigung, was doch soviel bedeutet, dass der profilierte Nationalismus wieder einmal in den Hintergrund zu treten hatte. Die Schweizer machten da aber nicht mit. Selbst im an sich harmlosen Europarat wird es ihnen ungemütlich.

Gegenwärtig scheint es überhaupt mit der idyllischen Ruhe des Neutralen schlecht bestellt zu sein. Eben hat man ihnen den Europarat einermassen vergällt, in dem sie sich bisher ruhig plätschernd europäisch gebärden durften, ohne es wirklich sein zu wollen. Schon aber ist der Papst auf den Plan getreten und fordert die Vereinigten Nationen auf, die Neutralen mit einer Vermittlungsaktion im Vietnamkonflikt zu betrauen. Er weiss um deren Hemmungen und fügt daher speziell für die Schweizer hinzu, trotz der besonderen Stellung des neutralen Landes vertraue er darauf, dass der Bundesrat bei günstiger Gelegenheit seine guten Dienste zur Verfügung stellen werde. Also ist der Papst durchaus der Meinung, dass in solchen gefährlichen Konfliktsituationen Möglichkeiten für den Friedenswillen der Neutralen liegen, was viele Schweizer gelegentlich sogar hohnvoll mit dem Hinweis auf die Bedeutungslosigkeit des Kleinstaates in solchen Fällen zu bestreiten pflegen. Darauf könnte man ihnen freilich mit unserer grossen Jugendschriftstellerin Johanna Spyri entgegenhalten: Keiner zu klein, Helfer zu sein.

Wie zu erwarten stand, blieben die Verlautbarungen zu diesem spektakulären Aufruf des Papstes von seiten der Neutralen äusserst zurückhaltend. In Bern heisst es, Bundesrat Wahlen habe in seiner letzten aussenpolitischen Rede vor dem Nationalrat zwar unsere Disponibilität zur Leistung guter Dienste unterstrichen, dabei gehe es aber nicht um eine aktive Komponente unserer Aussenpolitik, sondern lediglich um die Bereitschaft, auf übereinstimmendes Ersuchen zweier oder mehrerer Parteien Dienste zu leisten, die in vielen Fällen nur von einem allseits unverdächtigen neutralen Kleinstaat geleistet werden können. Es bedeutet



Posaunen der Freiheit, Unabhängigkeit – und Neutralität.

Ringier-Bilderdienst

das, dass die USA, Nord- und Südvietnam mit einer gemeinsamen Konferenz einverstanden sein müssten, bis die Neutralen ihre guten Dienste anbieten. Sicherlich wäre Genf der richtige Platz dafür, wenn es einmal soweit ist. Aber soweit wird es nie sein, sofern man nicht Lärm schlägt für den Abschluss eines erbärmlichen Krieges. Dies kann die Schweiz nicht tun, weil es mit dem Prinzip der Neutralität nicht vereinbar ist.

Papst Paul VI. hat hier zweifellos aus der Verantwortung seines heiligen Amtes heraus gehandelt. Hoch ist es ihm anzurechnen, dass er den Ruf wagte, unbekümmert um dessen Erfolg oder Misserfolg. Allen, die den Abbruch des unwürdigen und grausamen Vietnamkrieges wünschen, hat er den Rücken gestärkt. Damit, dass er sich in

solch entschiedener Art in die Verantwortung stellte, hat er jedenfalls die Zukunft für sich, möge der Vietnamkrieg ausgehen wie er wolle. Kommt es gut, dann gebührt ihm die Ehre der ersten grossen Initialzündung. Leider sieht es vorläufig nicht so aus. Kommt es schlecht, wettet sich der Konflikt zum Weltbrand aus mit apokalyptischen Formen, dann ist ihm der noch grössere Ruhm eines unerschrockenen und weiblickenden Rufers sicher. Dass die Neutralen tausend kluge Erwägungen anstellen, um dem Appell die Folge zu verweigern, stellt ihnen kein gutes Zeugnis aus. Der echte Eidgenosse müsste darob besonders fest den Kopf schütteln, denn so ganz im Sinne des Landesvaters Niklaus von Flüe dürfte ein derartiges Mass neutraler Sprödigkeit wohl kaum sein.

Marcel Beck

Endlich schon eine Mensa

Das Projekt von Architekt Werner Frey



Unser Herr Rektor, Prof. E. Schweizer, nimmt das erste Essen in der Notmensa Pfauen ein. Photopress

Im November hat der zürcher student-Redaktor Toni Lienhard scharf die Leihargie von Erziehungsdirektor König in Sachen Mensa angegriffen: »Wir glauben nicht mehr an Ihren guten Willen, Herr König«, war die Formulierung, die vor allem in der »Tat«, Anstoss erregte. Die Studentenschaften haben sich zwar vom Ton des Artikels »Sozusagen: keine Mensa« distanzieren, darauf dann aber doch von der raschen Wirkung des Inhalts und des beissenden Tones profitiert. Jedenfalls hat kaum zwei Monate nach dem Artikel Regierungsrat König ein neues, für alle Teile befriedigendes Mensaprojekt vorzulegen gewusst, sozusagen als Beantwortung einer vom sozialdemokratischen Kantonsrat Otto Siegfried eingereichten Interpellation. »Weshalb wurde das Provisoriums-Projekt von Professor Romner nicht weiterbearbeitet? Ist bereits ein anderes Projekt in Ausarbeitung? Und wann wird es betriebsbereit sein?«, das waren sei-

ne Fragen, nachdem er sich, durch den »zürcher student«-Artikel aufmerksam geworden, vom Kleinen Studentenrat die Unterlagen verschafft.

Rascher als je erwartet liegt nun das Projekt vor. Es stammt von Architekt BSA/SIA Werner Frey (Toni Lienhard hat zwar schon im Dezember Modellphotos davon im ZS 43. 6. abgedruckt). In nächster Zeit wird es vom Kantonsrat verabschiedet werden, nachdem Detailpläne erstellt sind und kleine von den studentischen Gremien gewünschte Änderungen vorgenommen sind. Bereits im Herbst dieses Jahres wird das Projekt dem Volk unterbreitet werden – Regierungsrat König scheint nun doch für die Studenten eine Volksabstimmung riskieren zu wollen, trotz seinen bisher immer wieder geäusserten Bedenken! Bei positivem Volkentscheid wird bald mit der Ausführung begonnen werden, und jüngere Semester werden nach spätestens zwei Jahren Bauzeit, 1969 also, die Eröffnung miterleben. Versprochen sei jedoch noch nichts, was das Datum betreffe, meinte Regierungsrat König, der sich in nichts mehr aufs Glattis zu wagen scheint. Auch die sonst nicht übliche Pressekonferenz vor der Verabschiedung durch den Kantonsrat ist bereits als eine Konzession an die dringende Politik der Studenten zu betrachten. Das neue Projekt von Architekt Werner Frey, das gegenüber seinem alten 6,5-Mio.-Projekt in Richtung Künstlergasse abwärts verschoben ist, erlaubt Kosteneinsparungen von 2,1 bis 2,3 Mio. Die teure unterirdische Anlage unter der Terrasse wird eingespart (so dass Tageslicht die Räume erhellt). Ein Luftschutzkeller, der beim ehemaligen, von Prof. Romner geplanten 2,6-Mio.-Provisorium von der Regierung, nach Ansicht der Studentenschaft und des zürcher student-«-Artikels, als reines Verteuerungs- und somit Verzögerungsmanöver gefordert wurde, soll in den 4,1-4,4 Mio. des jetzigen neuen Projektes inbegriffen sein.

Die neue Lösung scheint ideal: Trotz ihrer Grösse – Werner Freys Mensa bietet insgesamt ca. 610 Plätze – fügt sie sich günstig ins Universitätsgelände ein: Da die gestaffelten Dächer bepflanzt

werden, wird die Plattform vor dem Kollegiengebäude günstig erweitert und der Reebbergarten, zur Benützung im Sommer, erschlossen. Die laut NZZ »zur Romantik des Zürcher Studentendaseins gehörende« Doktor-Faust-Gasse wird, allerdings stark verändert, in den Bau einbezogen. Ein unterirdischer Gang verbindet die Mensa mit dem Kollegiengebäude.

Bis zur möglichen Benützung dieser neuen, noch immer utopischen Mensa muss man sich allerdings mit der von den Studenten ausgebauten Notmensa begnügen.

Im Hotel Pfauen ist das zweite Stockwerk als vorübergehende Notmensa ausgebaut.

Am 9. 12. 65 wurde eine ausserordentliche Sitzung des Grossen Studentenrates einberufen zur Besprechung der hängigen Mensafragen: Man drohte mit Demonstrationen und hat vieles vorgeschlagen. Gewählt wurde darauf eine Doppelkommission, deren eine Abteilung politische Möglichkeiten zur Bewilligung einer Mensa suchte und deren andere eine provisorische Mensa aufzufinden zu machen hoffte: Jenen hat sich Kantonsrat Siegfried aus eigener Initiative zur Verfügung gestellt, dieser Herr Guhl, Chef der Restaurant- und Hotelbetriebs-AG, der einige Hotelzimmer zum Umbau anbot.

Am 25. Januar 66 konnte die Notmensa eröffnet werden. Die Kommission hatte lediglich die Mal- und Dekorationsarbeiten auszuführen (Urs B. Wyss, Präsident des GSTR, hat selbst ein Flachrelief entworfen, das, ganz in Grün gehalten, mit den Worten »Die Mensaplannung läuft und läuft und läuft« dem Fortschreiten der Entwicklung jeden Unterbruch verbietet).

Herr Guhl hat etwa 50 000 Fr. in diese Notmensa investiert, und sein Gewinn ist bedeutend geringer, als sonst im Hotelgewerbe erforderlich.

Von den 300 Essen – nur ein einziges Menu ist erhältlich –, die täglich zubereitet werden können, werden jeweils zwischen 220 und 240 bezogen.

Die Notmensa ist also nicht voll ausgelastet. Wenn man aber bedenkt, dass mit der von der Migros belieferten Notmensa im Blaukreuzhaus pro verfügbaren Platz ein Essen abgegeben wird, in der ca. 80 Essplätze umfassenden Pfauemensa aber drei, zeigt sich der Zürcher »Essnotstand« doch ganz deutlich.

Wo die Studenten im Wintersemester 1966/67 essen werden, wissen bis jetzt allein die Götter. Die Mensakommission wird nämlich auf Ende Semester zurücktreten, vermutlich sang- und klanglos, ohne Ersatz für den Pfauen gesucht zu haben (der auf nächsten Winter aus der Mensa wieder Hotelzimmer machen wird).

Wird man demonstrieren? Für ein Ja des Bürgers zur definitiven Mensa und für eine neue brauchbare Notessmöglichkeit? mm-



das ECHO

Die Säuberung ist zu Ende:

Zweite und (vorläufig) letzte Runde

Noch einmal hat hier die FSZ das Wort, um sich gegen die Anschuldigungen Carlo von Ahs zu verteidigen.

Der Ruf »Larve ab, Genossen!« verhalte nicht ungehört, Echo tönte allenthalben zurück. Einiges ist im folgenden abgedruckt. Auch ausserhalb der Hochschulen erregte der Streit Aufsehen: In der Sonntagsbeilage (TA 7) des »Tages-Anzeigers« vom 12. Februar wird unter dem Titel »Stark genug, um auch mit Kommunisten zu diskutieren« ein Gespräch zwischen Vertretern der FSZ und Carlo von Ah bzw. Yves Genre als ihren Gegnern veröffentlicht. Hier ist die Kernfrage der ganzen Kontroverse ausführlich erörtert; wie nämlich, wenn überhaupt, eine fruchtbare Diskussion mit Marxisten und Kommunisten möglich ist. Zusammenfassend

erklärt dazu Edmond Tondeur, der Gesprächsleiter: »Als Ergebnis dieser Aussprache lässt sich immerhin festhalten, dass man auf beiden Seiten grundsätzlich für ein offenes Gespräch einsteht. Die Auseinandersetzung mit dem Andersdenkenden – und selbst mit den Kommunisten – wird nicht verpönt, sondern als positiv betrachtet. Damit wird unseres Erachtens mit dem Streit darüber hinfällig, ob nun in einer Gruppe wie der »Fortschrittlichen Studentenschaft Zürich« überzeugte Marxisten mitwirken dürfen oder nicht. Geteilter Auffassung ist man lediglich in bezug auf die Einschätzung der Gefahr, die aus diesem »Mut zur Auseinandersetzung« entspringt. Das Inkaufnehmen dieser Gefahr macht wohl aber den Unterschied aus zwischen Demokratie und Diktatur.«

Die Redaktion

Ihr Studium nähert sich dem Abschluss. Die **Dissertation** erfordert von Ihnen eine weitere Anstrengung!

Um Zeitaufwand und Kosten möglichst niedrig zu halten, steht Ihnen ein Schweizer Fachmann zur Verfügung, der sich seit 20 Jahren auf den Druck von Dissertationen spezialisiert hat.

Unverbindlich stehen Ihnen folgende Unterlagen zur Verfügung:

- Muster-Dissertation
- Anleitung für Druckvorbereitung
- Verlagskatalog für bish. Diss.



Juris Druck + Verlag
Dr. H. Christen
Basteiplatz 5, 8001 Zürich
Tel. (051) 27 77 27

Ich wünsche unverbindlich weitere Details/Muster-Diss.

Name: _____

Vorname: _____

Wohnort: _____

Kanton: _____

Strasse: _____

Fakultät: _____

(bitte in offenem Couvert mit 5 Rp. frankiert zustellen)

Als Stadtpräsident



Sigi Widmer

**tüchtig und sympathisch –
der Mann, den Zürich braucht**

Landesring

Der Berg hat eine Maus geboren

Zwei »Beweise« sind es, auf welchen Carlo von Ahs Antwort auf unsere Entgegnung aufbaut und die wir hier etwas näher auf ihre eigentliche Substanz untersuchen wollen. Einerseits ist es ein von Dr. Kurt Müller verfasster und in der NZZ vom 10. August 1965 erschienener Kommentar über die Fortschrittliche Studentenschaft (Die »Fortschrittliche Studentenschaft Zürich« – Ein Schreiben und ein Kommentar, NZZ, 10. August 1965, Nr. 3291), andererseits jenes »klassische Beispiel von Infiltration«, das von Ah während einer unserer Mitgliederversammlungen aufgedeckt zu haben glaubt.

Da Carlo von Ah Dr. Kurt Müller als Kronzeuge aufruft und seinen Kommentar in extenso zitiert, sind wir genötigt, näher darauf einzutreten, was wir mit um so grösserer Genugtuung tun, als die NZZ unsere Entgegnung vom 13. August 1965 nicht veröffentlichte. Kurt Müllers Urteil über die FSZ baut hauptsächlich auf 5 namentlich angeführten Indizien auf.

1. Das Vorstandsmitglied E.M. (Sommersemester 1965) sei aktives Mitglied der Freien Jugend. 2. Der Familienhintergrund von E.M. 3. Ein weiterer kommunistischer Kommilitone, G. L., »bewege sich ebenfalls im Kreise der FSZ«. 4. Sein Familienhintergrund. 5. Die Teilnahme des PdA-Kantonsrates E. Burret an der von der »FSZ« veranstalteten Vietnam-Diskussion.

Unter allen diesen »Fakten« betrifft (mit Ausnahme von 5) nur das erste die Verantwortlichkeit der FSZ, und auch dieses ist in der Formulierung von Kurt Müller unzutreffend.

Zu Punkt 1: E.M. war nie Mitglied der Freien Jugend. Er hatte allerdings, vor allem während seiner Mittelschulzeit, nähere Beziehungen zu dieser Organisation. Diese Bindung besteht heute nicht mehr. Als Gruppe hat die FSZ keinen Anrass, die persönlich-freundschaftlichen Kontakte ihrer Mitglieder zu überwachen oder darin eine Gefährdung ihrer Unabhängigkeit zu sehen.

Zu Punkt 3: G.L. war nie Mitglied unserer Gruppe und hat auch keinen Einfluss auf sie genommen. Er hat allerdings (worauf wir im zweiten Abschnitt unserer Duplik zu sprechen kommen) als offizieller Vertreter des Festivalskomitees in unserer Gruppe ein Referat über die Teilnahmebedingungen des (später nicht durchgeführten) Weltjugendfestivals in Algier gehalten. Auch mag er ein- oder zweimal unsere Veranstaltungen besucht haben, was ihm so wenig verwehrt war wie jedem anderen Kommilitonen. Müllers Formulierung »bewegt sich im Kreise der FSZ« ist juristisch zwar unanfechtbar, im Sinne eines weiteren Indizes für seine Hypothese entbehrt sie aber jeder Grundlage. Dieses Indiz in bezug auf die Kontrolle der FSZ wird auch dadurch nicht stärker, dass es, wie im Falle von E.M., durch einen Hinweis auf seinen Familienhintergrund untermauert wird.

Zu Punkt 2 und 4: Kurt Müller begründet die Aufdeckung dieses Familienhintergrundes mit der Feststellung, dass es sich dabei um ein »soziologisches Phänomen (handelt), das um seiner selbst willen von Interesse ist. Wir bestreiten grundsätzlich keineswegs, dass solche soziologischen Erörterungen interessant seien. Wenn aber in einem der »Fortschrittlichen Studentenschaft« als Gruppe gewidmeten Kommentar diese Ausführungen eine solche Breite annehmen, können wir darin nichts anderes als den Versuch sehen, einen Hintergrund zu konstruieren, auf dem sehr schwache Indizien das Gewicht erdrückender Beweise erhalten sollen. Damit aber wird in bezug auf die politische Abhängigkeit und Beeinflussung unserer Gruppe dem uninformatierten Leser ein völlig verzerrtes Bild suggeriert.

eines kommunistischen Gesprächspartners informiert war, als »ausserordentlich verdienstvoll« gewürdigt worden.

Welches sind nun die Fakten in jenem »klassischen Beispiel von Infiltration«, das von Ah beispielhaft aus einer offenbar intensiven Verfolgung des vereinsinternen Geschehens der FSZ herausgreift? Am Rande zu vermerken wäre vielleicht noch, dass von Ahs Informationen auch in diesem Fall »second hand« sind, zog er es doch vor, sich durch einen Informanten unterrichten zu lassen, statt sich, was ihm ohne weiteres möglich gewesen wäre, selbst ins Bild zu setzen. G.L. erschien keineswegs, wie von Ah andeutet, aufgrund einer selbsterhellenden Einladung durch E.M. an der fraglichen Vereinsveranstaltung. Das Traktandum war auf einer vorher verschickten Einladung ausdrücklich aufgeführt worden, und G.L. sprach, wie bereits erwähnt, als offizieller Festivalkomiteevertreter. Auch die anderen am Festival interessierten Gruppen Zürichs, darunter auch die sicher nicht linksverdächtige Aktion »Wahret die Freiheit«, verhandelten über organisatorische Belange mit demselben G.L. Für die FSZ stellte sich die Frage, ob sie sich, zwar nicht durch einen Delegierten, aber in Form eines Beobachters, in Algier vertreten lassen sollte. Dieser Beobachter wurde auch nachträglich nicht in der Person von E.M., sondern in jener eines anderen Mitglieds designiert.

Was also bleibt, bei Lichte besehen, von diesem »klassischen Beispiel von Infiltration«? Was aber bleibt überhaupt von Carlo von Ahs Kreuzzug gegen die FSZ? Der Berg hat eine Maus geboren...

Fortschrittliche Studentenschaft Zürich
Der Vorstand

Auf zur Verfolgung

Zufällig bin ich in den Besitz einer Nummer 7 des »Zürcher Studenten« gekommen. Die Kontroverse über die FSZ stiess bei mir auf grosses Interesse. Bereits in meinen Studienjahren, d.h. zwischen 1958 und 1962, wurden die Studenten mit kommunistischen Pamphleten belästigt. Sie wanderten bei mir ungelesen in den Papierkorb, bis ich eines Tages mich erzuht hinsetzte und die Sache studierte. Absender mitten in Zürich (Kreis 4, glaube ich), gedruckt in der DDR. Inhalt: Natürlich heftige Angriffe auf Westdeutschland und den ganzen Westen, dazu überschwengliches Lob für das Ulbricht-Regime und die anderen östlichen Satellitenstaaten, Preisung des Paradieses der Werktätigen etc., etc. Die dicksten Lügen wurden von mir mit einer Wellenlinie markiert und einer Randbemerkung bedacht und mit der Bitte, mich künftighin von solchen Elaboraten zu verschonen, zurückgesandt. Die Wirkung blieb nicht aus. Später erhielt ich nur noch vervielfaltigte Blätter, Inhalt eher konfus, marxistisch-idealistisch-pazifistischer Art.

Ich fühlte mich eine Zeitlang versucht, das Zeug der Polizei zu zeigen, doch hätte die sich kaum dafür interessiert in einem so freien Staat, in dem sogar kommunistische Journalisten zu öffentlichem Vertrauen und Ansehen gelangen.

Die Gründung der FSZ beweist, dass die teils plumpe, teils geschickte Propaganda Erfolg hatte unter den Studenten. Meines Erachtens lohnt sich ihrer Verfolgung, ja sie ist ein Gebot der Stunde, pathetisch gesagt! Wir können es uns heute in der Schweiz nicht leisten, immer mehr Leute zu verlieren, die von Ah mit »Nonkonformisten« charakterisiert hat. Man muss die Leute informieren und ihnen nötigenfalls die Augen öffnen, falls sie in der Mittelschule einen ungenügenden Geschichtsunterricht genossen haben (der mit dem 19. Jahrhundert endete).

Vielleicht wäre die Mithilfe von Leuten wie Dr. P. Sager vom SOI von Nutzen. Mit freundlichen Grüssen
Verena Boesch

Wie im Mittelalter

Wir leben zwar im 20. Jahrhundert und in einer Demokratie, aber es kommt doch immer wieder vor, dass Leute im Ketzerhemdlein vor das Inquisitionstribunal treten müssen und entweder angehtete, manchmal sogar auch wirkliche Ketzerzeihen zitternd widerrufen oder den Scheiterhaufen der Diskriminierung besteigen müssen.

Carlo von Ah ist nicht der erste und der letzte, der die FSZ entlarvt und dadurch die Schweizer Demokratie rettet. Lange bevor auch die NZZ die FSZ »die aufmerksame Wachsamkeit der Öffentlichkeit« verdienen liess, erlebte ich es als jüngstes Semester, wie eine ausserordentliche Versammlung der Historiker-Fachgruppe ein damaliges Vorstandsmitglied, das ohne Wissen der Historikergesellschaft Mitglied der FSZ war, als solches entlarvte und insofern auch verdammte, als man es angeraten sein liess, es zu meiden und dadurch aus dem Kreise studentischer Geselligkeit auszuschliessen. Die betreffende Person – ein Mädchen – und ein sie unterstützender Kommilitone (der ebenfalls der Mitgliedschaft der FSZ »verdächtig« worden war) bekannten fast zitternd vor den Augen ihrer Mitstudenten, dass tatsächlich auch Linksgerichtete bei der FSZ Zugang fanden, ja dass die Fortschrittlichen beabsichtigten, für eine ihrer Diskussionen den Publizisten Buchbinder einzuladen, den »verdammten Trotzkitzen«, wie es darauf aus der Versammlung tönte!

Nun – nehmen wir an, die FSZ bestehe überwiegend aus Marxisten, was ja nicht der Fall ist. Was dann? Dies zuzugeben müsste ihr überhaupt keine Bauchschmerzen machen. Sie soll sich doch bitte nicht im Armdrüberhemd vor dem Richterstuhl von Ahs winden! Bravo, wenn es einer wagt, Nonkonformist zu sein, wenn einer die Lust nach geistiger Freiheit verspürt, wenn er sich sogar zum Marxismus bekennt. Schande über eine Hochschule, wo geistige Freiheit so wenig geachtet, so wenig gesucht wird, dass es für einzelne gefährlich ist, als die, welche sie gemäss ihrer Überzeugung sind, als Liberale oder Konservative, als Chauvinisten oder Anarchisten, als Freimaurer oder Gottesdiener, als Jesuiten oder Anthroposophen – als Marxisten und Leninisten und Trotzkitzen in Erscheinung zu treten.

Carlo von Ah ist es offenbar wohler in der muffigen Luft geistiger Enge. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren: Was neu ist, das ist für ihn gefährlich. Was Wände zerbricht und Rahmen zersprengt, das muss er anrängern. So bei der FSZ: Sie bestand immer aus Kommunisten und einem Häuflein Nonkonformisten – was ungefähr gleich schlecht sein soll. Die Nicht-Konformen, das sind die Unbelehrbaren, die sich nicht fügen können; sie werden verdammt. Bezeichnend von Ahs »Zwischenfrage« »bleibt für Nonkonformisten tatsächlich kein anderer Weg, als links einzuspüren?« Ja, zum Teufel, eingespürt muss sein, um jeden Preis, auf starren Schienen muss der Geist sich bewegen. Von Ah meint, was »links« sei, sei monolithisch; dadurch bekundet er nur mangelndes Wissen und engen Horizont. Er weiss nicht,

Fortsetzung auf Seite 23

Aufforderung zum Duell

Beim Sonnenbaden in Lugano, wo ich – vorübergehend – weitab von aller Zürcher Studentenpolitik ein idyllisches, ganz Ernos und Hippokrates gewidmetes Dasein friste, ist mir mit Nr. 7 des »Zürcher Studenten« Dein Amoklauf gegen die FSZ bekanntgeworden. Als einfaches Mitglied dieser »Gemeingefährlichen« – Bande hätte ich keinen Anlass gesehen, zur Feder zu greifen, wenn sich Deine »Enthüllungen« nicht in Angriffe auf meine Person erschöpften. Nun, wie Du willst; ich gestehe: Vor zehn Jahren, als man in Zürich und Umgebung noch Pazifisten verprügelte und Kommunisten in guten Treuen das Haus anzündeten wollte, hätte ich mich vor Deinen in der Mottenkiste zusammengesuchten politischen Collagen gefürchtet und mir höchstens überlegt, ob das Wort »denn sie wissen nicht, was sie tun« auf Dich Anwendung finden könnte. Heute, da die damalige Hysterie einem rationierten Selbstvertrauen Platz gemacht hat und infolgedessen ein Gespräch mit dem Andersdenkenden wieder möglich ist, heute sticht mir vor allem das Tragikomische Deines verfahrenen Antikommunismus in die Augen. Geht es doch damals auch dem völlig Talentslosen mit Hilfe weniger Ingredienzien, wie z.B. Sympathien für die algerische Befreiungsfront oder Eintreten für existenzsichernde Stipendien oder Rechte über eine Reise in den Osten, dem unvorsichtigen Nonkonformisten einen dicken roten Strick zu drehen. Heute ist man anspruchsvoller geworden, und wer nicht gerade auf beiden Augen blind ist, versucht wenigstens zwischen – sagen wir mal – Pazifisten und Kommunisten zu unterscheiden.

Erlaube, Carlo, ein Geständnis: Nach der Lektüre Deines kriminalistischen Meisterstücks bin ich schwankend geworden, ob ich nun ein Lump bin oder nicht. Darum, und weil Du als Verehrer farbenprächtigen Burschentums bestimmst irgendwo einen Hang zum Ritterlichen spürst, fordere ich Dich zum (Rede-)Duell! Wir bezeichnen je zwei Sekundanten, die sich über einen neutralen Diskussionsleiter und den übrigen organisatorischen Kleinkram einigen. Der Disput ist öffentlich und wird im »Zürcher Studenten« mit Achteleiten-Insertat angekündigt. Ort: Ein Saal möglichst im Hochschulquartier. Zeit: Irgendwann anfangs Sommersemester 1966. 1. Thema: »Marxismus und Demokratie«. 2. Thema: »Krieg in Vietnam«. Es wird Eintritt verlangt, der allfällige Gewinn geht an das Vietnamkonto des Schweizerischen Roten Kreuzes. Hic Rhodus, hic salta!
Emilio Modena
cand. med.
Ospedale Civico
Via Ospedale
Lugano

Der Basler Karikaturist HP Weiss hat sozusagen als Zürcher Fasnachtsbeitrag eine Seite »Militärpolizei« so gezeichnet, dass die an sich keineswegs antimilitaristisch veranlagte Redaktion in anhaltendes Gelächter ausgebrochen ist.



EIDGENÖSSISCHES MILITÄRDEPARTEMENT
DÉPARTEMENT MILITAIRE FÉDÉRAL
DIPARTIMENTO MILITARE FEDERALE



§
BUSENTARIF

einmal Letzgi sagen	Fr. 1.80
vor Tagwache „vonglemmi“ rufen	Fr. 2.10
Rauchen auf der Latrine	Fr. -20
ein Knopf offen	gratis
zwei Knöpfe offen	Fr. 1.50
alle Knöpfe offen	Fr. 1.90
alle Knöpfe zu	Fr. 13.20
6 Maller schiessen	Fr. 3.40
Der Polizei das Bein stellen	Fr. 3.80
feithändig grüssen	Fr. 5.-
Genehr links tragen	Fr. 7.10
Rechte der Polizei aberkennen	Schiessbühnenanzug
Rechte der Polizei anerkennen	Vollhubel

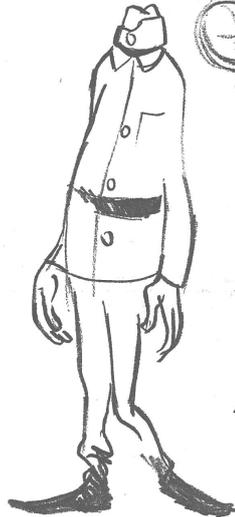
Die Militärpolizei

§12 Vollmachten:

- a.) Freizeitgestaltung
- b.) Kostümfragen
- c.) Grußformen



a.)

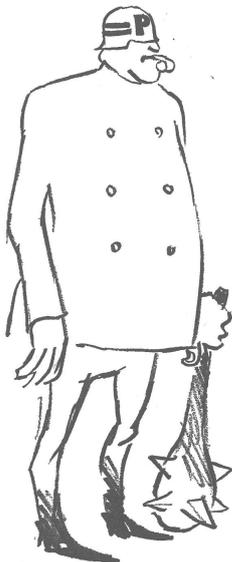


b.)



c.)

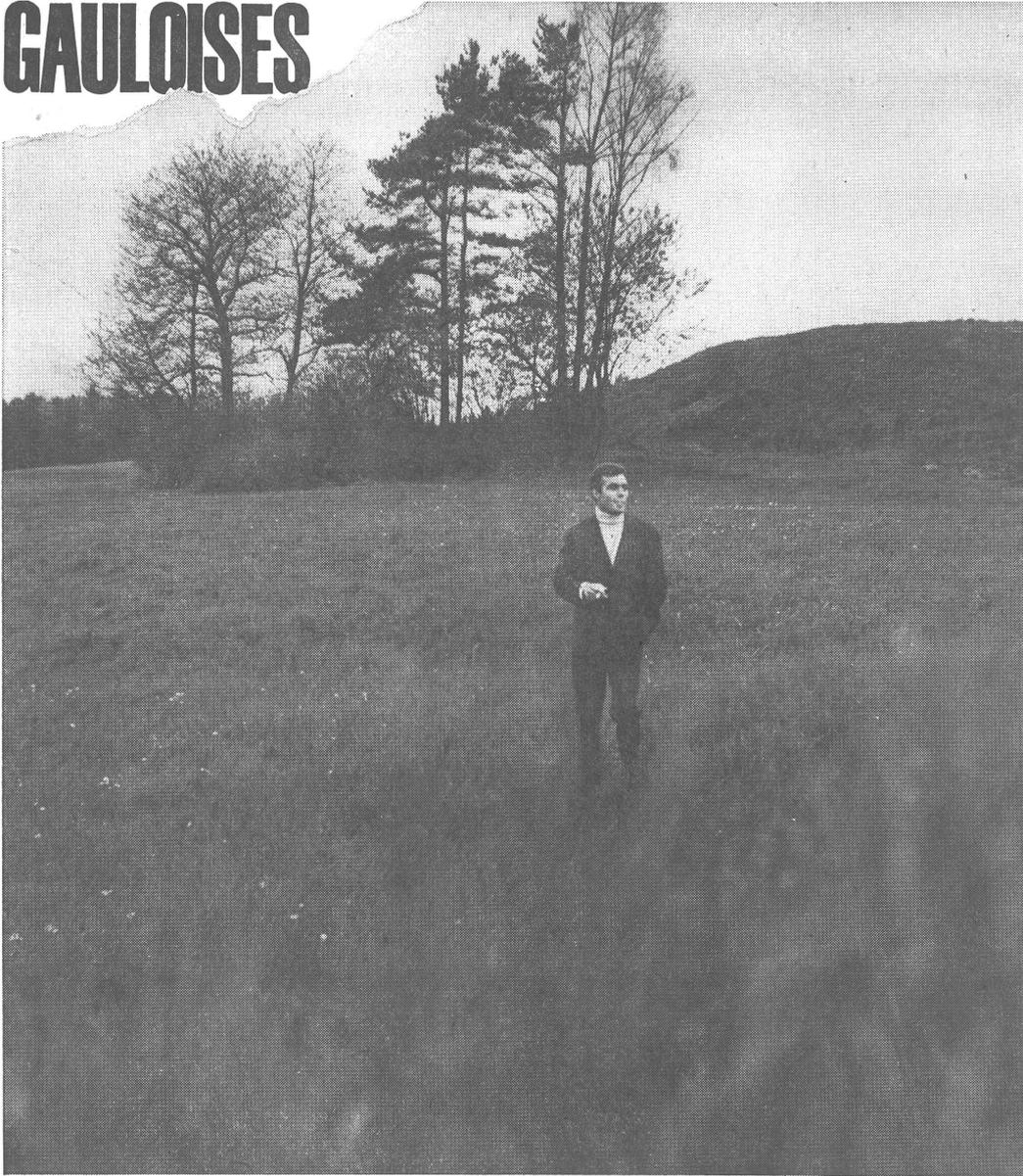
Die Militärpolizei hat nichts mit der sog. Saal-Aufsicht keine besonnen Uniformen, und trägt deshalb auch sondern immer noch grüne



Denke daran:
die Polizei ist immer Dein
Freund und Helfer, und
zwar in jedem Falle!



GAULOISES



Sind sie der Gauloises Typ?

(unabhängig, vital, positiv)

*Sind Sie frei von Vorurteilen, frei von Konventionen? Kann ein Spaziergang ins Freie Sie weit wegführen von der grossen Strasse, dorthin, wo Ihnen die Welt für eine kleine Weile allein gehört? Wo Sie denken und träumen dürfen, wo Sie Inspiration finden und Kraft schöpfen.
Erkennen Sie sich wieder in diesem Mann,*

der die Freiheit liebt? Er scheint ein Gauloises-Typ zu sein wie Sie, denn er schätzt wie Sie alles Natürliche. Seine Gauloises zum Beispiel mit ihrem typischen Geschmack: echt und kräftig!

GAULOISES – ORIGINAL TABAC DE FRANCE, REIN, REICH,
UNVERFÄLSCHT, UN PLAISIR SANS EGAL, FÜR ECHE RAUCHERI

4 5 96 8

THEATER am HECHTPLATZ

15. Februar 1966, 20.30 Uhr Premiere

René Quellet

Mime

Nur wenige Tage. Die Sensation an den letztjährigen Junifestwochen.

Vorverkauf täglich 15–19 Uhr. Tel. 34 32 34. Studenten an der Abendkasse 50 Prozent Ermässigung.

KONGO

Um die Equipe von 24 Schweizer Lehrern, die in Léopoldville und Matadi unterrichten, zu vervollständigen, sucht das Gymnase Pestalozzi (Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz) mehrere **Sekundar- und Gymnasiallehrer sprachlicher und naturwissenschaftlicher Richtung.**

Wir bieten: Möblierte Wohnung, Gehalt gemäss Unesco-Normen, bezahlte Reise, Versicherungsschutz, Vertrag für 2 bis 4 Jahre. Eintrittsdatum: 1. September 1966.

Interessenten sind gebeten, sich an das Hilfswerk der Evangelischen Kirchen der Schweiz (HEKS), Stampfenbachstrasse 123, 8006 Zürich, Telefon (051) 26 66 00, zu wenden.

Institut in Montana-Crans

sucht für Ferien-Sportkurse für Jugendliche (Juli/August 1966)
Studenten(innen) und Lehrer(innen) als

Sportlehrer und Leiter

Das Programm umfasst
Wassersport, Reiten, Bergwandern, Ballsport, Leichtathletik, Ausflüge usw.
Gut bezahlte und interessante Arbeit
Englischkenntnisse Bedingung

Dokumentation und Auskunft:
Telephon (062) 5 30 68

Zürich Institut Minerva

**Repetitionskurse:
Vordiplome ETH und Propädeutikum für Mediziner**

Maturität **ETH**
Handelsschule **Arztgehilfenschule**



Wir suchen für Dienste während der
SCHWEIZER MUSTERMESSE
vom 16. April bis 26. April 1966

Wächter

für Tag- und Nachtdienst.

Beschäftigungsmöglichkeit:
acht bis neun Stunden pro Tag ab Anfang April
bis ca. Ende April 1966.

Bedingungen: Schweizer Bürger, einwandfreier Leumund.
Honorierung:
nach neuen Ansätzen plus Reise- und Unkostenbeitrag.

Anmeldung an:
SECURITAS AG, 4000 Basel 10, Steinentorstrasse 11,
Telephon (061) 24 58 24



sucht einige Mitarbeiter für die »Buffetbereitstellung«
auf dem Flugplatz als

Samstag- und Sonntag-Aushilfen

Schweizer verlangen bitte ein Anmeldeformular beim
Personaldienst, Postfach 929, 8021 Zürich, oder Tel. 84 21 21,
intern 3133.

Wo, wie lebt der Zürcher Student?

Studentenbefragung 1964/65 durch den VSETH in Zusammenarbeit mit der Studentenschaft Zürich

Im Dezember haben wir eine von Martin Lerch bearbeitete Auswertung der grossen Sozialumfrage abgedruckt. Die hier erscheinende Fortsetzung wird bestimmt wieder auf Interesse stossen.

Der (Hoch-)schulweg

Von ihrer Unterkunft bis zur Hochschule benötigen:

35,6 % bis 15 Minuten
31,6 % 16 bis 30 Minuten
14,2 % 31 bis 45 Minuten
9,1 % 46 bis 60 Minuten
9,5 % über 60 Minuten

Es machen den Weg:

57,0 % zweimal
26,1 % viermal
16,9 % ganz verschieden

Der Schulweg wird empfunden:

21,3 % grosse Belastung
67,4 % kleine Belastung
11,7 % kommt darauf an

Der Schulweg wird bewältigt:

4,8 % Velo
26,9 % Tram, Bus
24,6 % Bahn
3,7 % Roller, Motorrad
10,4 % Auto, Selbstfahrer
1,0 % Auto, Mitfahrer
27,2 % Fussgänger (bravol)
1,4 % verschiedene

Ein Auto besitzen 17 % der Befragten. 6,6 % lassen es demnach zu Hause. Der Dank des Polizeipräsidenten für nicht stattgefundenen Strassenverstopfung ist ihnen gewiss.

Die durchschnittlich ausgegebenen Fahrkosten pro Semestermonat betragen:

32,9 % weniger als Fr. 10.–
14,1 % Fr. 10.– bis 19.–
25,4 % Fr. 20.– bis 29.–
10,8 % Fr. 30.– bis 39.–
5,4 % Fr. 40.– bis 49.–
7,6 % mehr als Fr. 50.–
3,8 % wissen es nicht

In unserer Zeit, wo notgedrungen immer längere Wege zurückgelegt werden müssen, und zwar von allen Bevölkerungsklassen, dürfen die angeführten Werte im allgemeinen als human betrachtet werden. Für 67 % ist der Weg in 30 Minuten zu bewältigen, aber fast 20 % benötigen von 45 Minuten an aufwärts. Diese werden hauptsächlich unter den 21,3 % zu finden sein, die den Schulweg als eine grosse Belastung empfinden.

Wenn ein Student weniger als eine halbe Stunde für den Schulweg aufwenden muss, so empfindet er diesen Zeitverlust als eine kleine Belastung. Wenn aber der Schulweg mehr als eine Stunde kostet, so empfinden das 70 % der betreffenden Studenten als eine grosse Belastung; dabei fällt auf, dass sich diejenigen Studenten, die bei den Eltern wohnen, viel weniger über den langen Schulweg beklagen als die andern.

Je kürzer der Schulweg des Studenten ist, desto eher geht er viermal im Tag nach Hause. Bei einem Schulweg von weniger als einer ¼ Stunde gehen 43 % über Mittag nach Hause. Bei einem Schulweg von etwa 40 Minuten sind es immerhin noch 20 %, während beim Schulweg von über 1 Stunde praktisch niemand mehr regelmässig über Mittag nach Hause geht. Dabei fällt auf, dass von denjenigen Studenten, die bei Eltern oder Verwandten wohnen, mehr als doppelt so viele über Mittag nach Hause gehen als von den übrigen Studenten.

Bei den Studenten, die nicht bei den Eltern wohnen, steigt der Prozentsatz der Autobesitzer mit zunehmendem Schulweg. Von 16 % bei 15 Minuten Arbeitsweg auf 56 % bei einem Schulweg von über einer Stunde. Bei den Studenten, die bei den Eltern wohnen, sind diese Verhältnisse genau umgekehrt. Der Anteil der Autobesitzer sinkt von 27 % bei einem Schulweg von weniger als einer Viertelstunde auf 8 % bei einem Schulweg von über einer Stunde.

Die Zeit, die ein Student für den Schulweg aufwenden muss, hängt sehr stark vom Verkehrsmittel ab. Umgekehrt ist die Wahl des Verkehrsmittels auch eine Funktion der Distanz von der Hochschule und von den Verkehrsmöglichkeiten. Der Anteil der Fussgänger sinkt von 58 % bei einem Schulweg von 15 Minuten auf 20 % bei einem Schulweg von 30 Minuten und fällt bei längerem Schulweg sehr stark ab. Das Gros der Tram- und Fussbenutzer finden wir bei den Studenten mit einem Schulweg von 15 bis 45 Minuten. Der Anteil der Bahnbenutzer steigt bei einem Schulweg von 30 Minuten sprunghaft auf 46 % und erreicht bei einem Schulweg von über einer Stunde 93 % der betreffenden Studenten. Die Roller- und Motorradfahrer haben meist einen Schulweg zurückzulegen, der weniger als 30 Minuten beansprucht. Ebenso sind die Autobesitzer ausgesprochene Kurzstreckenfahrer. Bei einem Schulweg von über 45 Minuten sinkt der Anteil sprunghaft von 10 auf 5 %. Die Velobesitzer haben durchwegs einen Schulweg von weniger als 30 Minuten. Das Verkehrsmittel, das der Student für den Schulweg benötigt, hängt nicht sehr stark von der Tatsache ab, ob er bei seinen Eltern wohnt oder nicht. Lediglich finden wir unter den bei den Eltern Wohnenden etwa prozentual viermal mehr Velobesitzer, doppelt so viele Motor- oder Rollerfahrer, jedoch nur halb so viele Fussgänger.

Die Fahrkosten pro Semestermonat vom Studienort und zurück hängen natürlich sehr stark von der Länge des Schulweges ab. Von denjenigen, die weniger als eine Viertelstunde Schulweg haben, kommen 67 % mit einem Betrag von weniger als Fr. 10.– pro Monat aus. Bei einem Schulweg zwischen einer Viertel- und einer halben Stunde betragen die Fahrkosten zwischen Fr. 10.– und 30.–. Bei einer halben bis Dreiviertelstunde liegt dieser Betrag zwischen Fr. 10 und 40.–. Bei einem Schulweg von über Dreiviertelstunden kann man nicht

mehr von durchschnittlichen Fahrkosten sprechen, weil die Steigerung sehr gross ist. Etwa 15 % der betreffenden Studenten geben Fr. 50.– und mehr aus. Wenn wir unterscheiden zwischen bei Eltern Wohnenden und den andern, so klärt sich diese Kostenstruktur nicht mehr auf. Die Kompliziertheit mag darin begründet sein, dass ganz verschiedene Verkehrsmittel verwendet werden.

Die Ausländer haben im allgemeinen einen kürzeren Schulweg als die Schweizer. Von den Studenten mit einem Schulweg von weniger als einer Viertelstunde sind 80 % Schweizer und 20 % Ausländer. Mit zunehmendem Zeitaufwand für den Arbeitsweg ändern sich diese Verhältnisse kontinuierlich. Bei einem Schulweg von über einer Stunde handelt es sich praktisch ausschliesslich um Schweizer.

Von den Studenten mit einem Schulweg von weniger als einer Viertelstunde fahren 53 % über das Wochenende zu ihren Eltern. Dieser Prozent-

Länge des studentischen Schulweges

Von denjenigen Studenten, die den Schulweg viermal im Tag machen, brauchen 58 % weniger als 15 Minuten für einen Weg, 30 % brauchen eine Viertel- bis eine halbe Stunde und 11 % eine halbe bis Dreiviertelstunde.

Von denjenigen Studenten, die den Schulweg zweimal pro Tag machen, bezeichnen 28 % diesen Zeitaufwand als eine grosse Belastung. Von denjenigen, die ihn viermal machen nur 11 %.

Die Tatsache, ob ein Student den Arbeitsweg zweimal oder viermal im Tag macht, hängt nur unwesentlich davon ab, ob er ein Auto besitzt oder nicht.

Von denjenigen Studenten, die ihren Arbeitsweg zweimal pro Tag machen, benutzen 29 % Tram oder Bus, 35 % Bahn und 18 % gehen zu Fuss. Von denjenigen, die ihn viermal machen, benutzen 25 % Tram oder Bus, 8 % die Bahn und 42 % gehen zu Fuss. Die Benützung der übrigen Verkehrsmittel hängt nicht von diesem Kriterium ab.

Unter den Studenten, die ihren Arbeitsweg viermal pro Tag machen, geben 49 % weniger als Fr. 10.– pro Monat für Fahrkosten aus. Diejenigen Studenten, die ihren Arbeitsweg nur zweimal pro Tag machen, haben mit höheren Fahrkosten zu rechnen. 10 % geben Fr. 50.– und mehr pro Semestermonat aus.

Von den Studenten, die ihren Schulweg zweimal pro Tag machen, essen 54 % im Studentenheim zu Mittag. Bei denjenigen Studenten, die ihren Arbeitsweg viermal pro Tag machen, liegt dieser Prozentsatz bei 19 %. Hingegen essen sie zu 42 % bei Eltern oder Verwandten. Ebenfalls liegt die Quote der in einer Pension Essenden höher.

Von den Studenten, die ihren Arbeitsweg zweimal pro Tag machen, bezeichnen 68 % ihr Zimmer und 30 % die Hochschule als ihren typischen Arbeitsort. Bei den viermal Dislozierenden sind dies 87 resp. 12 %.

Von denen, die ihren Schulweg zweimal im Tag machen, finden 80 % ihren Arbeitsort richtig. Bei den viermal Reisenden sind es 87 %.

Von den Studenten, die ihren Schulweg zweimal pro Tag machen, interessieren sich 45 % für ein Zimmer in einem Studentenhaus. Von denjenigen, die ihn viermal pro Tag machen, sind es nur 26 %.

Der Prozentsatz der Studenten, die ihren Arbeitsweg viermal pro Tag machen, liegt bei den Uni-Studenten etwa um 10 höher als bei den Poly-Studenten.

Belastung durch den Schulweg

Von denjenigen Studenten, die ihren Schulweg als eine grosse Belastung empfinden, brauchen 50 % weniger als Dreiviertelstunden für einen Weg, 20 % brauchen Dreiviertel- bis eine Stunde, 30 % brauchen über eine Stunde.

Von denjenigen, die ihren Arbeitsweg als eine grosse Belastung taxieren, machen ihn 77 % zweimal pro Tag. Von denjenigen, die ihn als kleine Belastung taxieren, 49 % zweimal; 32 % viermal. Die übrigen können keine feste Regel angeben.

Von denjenigen, die ihren Arbeitsweg als grosse Belastung taxieren, benutzen 52 % die Bahn. Bei denjenigen, die in ihrem Schulweg eine kleine Belastung sehen, sind es nur 14 %. Hingegen gehen sie zu 38 % zu Fuss, gegenüber nur 3 % bei den Dislokationsmüden. Die Prozentzahlen für die übrigen Verkehrsmittel sind etwa gleich.

Die Studenten, die über grosse Belastung durch den Arbeitsweg klagen, bezahlen zu 85 % mehr als Fr. 20.– Fahrkosten pro Semestermonat. Diejenigen, die den Arbeitsweg als kleine Belastung taxieren, geben zu 60 % weniger als Fr. 20.– pro Semestermonat für diesen Zweck aus.

Mit dem zur Verfügung stehenden Arbeitsort sind diejenigen Studenten zufrieden, die sich über eine grosse Belastung über den Schulweg beklagen als die andern.

Von den Studenten, die ihren Schulweg als grosse Belastung empfinden, interessieren sich 48 % für ein Zimmer im Studentenheim, gegenüber 35 % von den übrigen.

Automobilistisches

Die Uniener tragen etwas mehr zur Motorisierungskraft bei. Die 50,4 % Polyaner stellen nur 44,8 % der Autofahrer. Besonders gut mit Auto ausgestattet sind die Rechts- und Staatswissenschaftler mit 27,7 %, obwohl sie nur 14 % der Studenten ausmachen; die 13,4 % der Phil. I stellen 14,9 % der Autofahrer, 8,6 % der Phil. II stellen 9,2 % der Autofahrer.

Wer ein Auto besitzt, bezieht den restlichen Anteil der monatlichen Auslagen zu 75 % von den Eltern. Immerhin beziehen 10 % Ausbeuten Stipendien zur Deckung ihrer weiteren Ausgaben.

Das Auto ist eine kostspielige Angelegenheit. Wer eines besitzt, verdient zu 35 % über Fr. 5000.– während des Studiums pro Jahr. Nur 16 % verdienen unter Fr. 500.–; wer hingegen kein Auto be-

sitz sinkt kontinuierlich mit steigendem Schulweg und erreicht 11 % bei einem Schulweg von über einer Stunde ist.

Die Verheirateten haben im allgemeinen einen längeren Schulweg als die Ledigen. Von den Studenten mit einem Schulweg von weniger als einer Viertelstunde sind 92 % ledig. Dieser Prozentsatz sinkt mit zunehmendem Schulweg und erreicht 22 % bei einem Schulweg von über einer Stunde.

Die Studenten mit einem kurzen Schulweg haben zu einem höheren Prozentsatz während des Semesters einen Verdienst als diejenigen mit einem weiten.

Wenn wir jedoch nur diejenigen Studenten betrachten, die nicht bei den Eltern wohnen, so sind diese Verhältnisse genau umgekehrt. Bei einem Schulweg von weniger als einer Viertelstunde haben 24 % während des Semesters einen Verdienst. Dieser Prozentsatz steigt auf 78 % bei einem Schulweg von über einer Stunde.

sitz, verdient bis zu 40 % bis Fr. 2000.– und nur zu 11 % über Fr. 5000.–, 44 % der Autobesitzer haben einen Verdienst während des Semesters. Nichtautobesitzer nur zu 23,8 %.

78 % der Autobesitzer sind ledig, 95 % der Nichtautobesitzer. Dies deutet darauf hin, dass Autobesitzer in den älteren Semestern zu suchen sind.

Autobesitzer gehen nämlich zu 51 % über das Wochenende nicht zu den Eltern, 33 % ab und zu. Nichtautobesitzer gehen zu 58 % nach Hause und nur 27 % gehen nicht nach Hause. Wer ein Auto besitzt, hat einen Vater, der einen freien Beruf ausübt, höherer Angestellter oder sonst selbständig Erwerbstätiger.

Die 4,1 % Franzosen und Italiener machen 14,9 % der Autobesitzer aus, 84,8 % der gesamten Studenten aus der Schweiz stellen nur 70 % der Autofahrer. Die 4,6 % aus Westdeutschland stellen 9,1 % der Autofahrer. Wer ein Auto besitzt, kommt zu 30 % aus dem Ausland.

Aber auch die Zürcher sind gut motorisiert, stellen die 38 % Studenten aus Zürich doch 48,1 % der Automobifahrer. Hat man ein Auto, so kommt man zu 29 % aus dem Ausland. Hat man keines, so kommt man nur zu 12,2 % aus dem Ausland. Der wirkliche Anteil der Ausländer an der Gesamtstudentenschaft beträgt 15,2 %.

Autofahrer ist natürlich auch eine Frage des Alters. Die 8,9 % der nach 1945 Geborenen stellen nur 1 % der Autofahrer, hingegen 1932 bis 1938, die 12,3 % der Studentenschaft ausmachen, 20,1 % der Autofahrer stellen.

Den weitaus grössten Anteil von Autobesitzern finden wir unter den französischen Studenten mit 87 %. Es folgen die Westdeutschen mit 28 %, die Norweger mit 18 % und die Schweizer mit 15 %.

Von den Autofahrern hat niemand ein Auto. Der Durchschnitt liegt bei 17 %.

Die verschiedenen Nationen benutzen recht unterschiedliche Verkehrsmittel für ihren Arbeitsweg. Die drei gleich starken Hauptgruppen bei den Schweizern sind Fussgänger, Bahn- und Tram-/Busbenutzer. Je ein Drittel der Deutschen geht zu Fuss und fährt mit Tram/Bus. Der Rest verteilt sich hauptsächlich auf Auto, Bahn und Velo. Von den befragten Franzosen benutzt niemand die öffentlichen Verkehrsmittel. Die Hälfte fährt mit dem Auto zur Schule, die restlichen mit dem Roller (Motorrad) oder gehen zu Fuss. Die meisten Norweger pilgern mit Tram/Bus oder zu Fuss zur Alma Mater, während eine kleinere Gruppe Autoparkplätze sucht. Die Asiaten kommen zu Fuss oder mit den öffentlichen Verkehrsmitteln.

Der Anteil der Autofahrer unter den Studenten nimmt mit steigenden Transportkosten zu. Von 7,7 % bei weniger als Fr. 10.– bis zu 69,5 % bei Fr. 50.– und mehr. Auffallend ist wieder die »Weissnichtquater« von 76,5 % der Autofahrer, die nicht angeben können, was sie der Schulweg pro Monat kostet.

Studenten arbeiten allein oder zu zweit

75,7 % aller Studenten betrachten ihr Zimmer als typischen Arbeitsort, 22,2 % die Bibliothek resp. den Lesesaal und 2,3 % sind im Café oder anderswo. Etwa 90 % finden den Arbeitsort richtig im Zimmer, während jedoch nur 8 % mit der Bibliothek resp. dem Lesesaal zufrieden sind und 1,4 % mit dem Café. Daraus geht hervor, dass 14 % von 22 % den Lesesaal als das kleinere Übel betrachten und diesen nur notgedrungen benutzen.

66,1 % arbeiten allein, 9,7 % mit andern zusammen; für 1,4 % ist es gleichgültig, ob allein oder mit andern und 22,8 % arbeiten teilweise allein und teilweise mit andern.

Diejenigen, die einen kurzen Schulweg haben, studieren viel mehr mit andern zusammen. Natürlich hängt das damit zusammen, dass sie es leichter haben, Kollegen in der Umgebung zu finden.

Die Studenten mit einem kurzen Schulweg arbeiten viel eher in ihrem eigenen Zimmer als diejenigen mit einem weiten. Hingegen bevorzugen prozentual doppelt so viele Studenten mit einem langen Schulweg die Hochschule als Arbeitsort.

Diese Tatsachen ändern sich auch nicht, wenn wir nur diejenigen Studenten betrachten, die bei Eltern oder Verwandten wohnen.

Die Studenten mit einem kurzen Schulweg finden zu einem grösseren Prozentsatz ihren Arbeitsort richtig als diejenigen mit einem langen. Arbeitsort 89 % aller Studenten, die das eigene Zimmer als Arbeitsort vorziehen, erklären ihr Zimmer auch für wohnlich. Bei denjenigen, die die Hochschule vorziehen, verhält es sich umgekehrt – 11 % bezeichnen ihr Zimmer als unwohnlich gegenüber nur 5,8 % bei den im eigenen Zimmer Studierenden.

Von allen, die ihren Arbeitsort als richtig bezeichnen, finden 89,2 %, dass ihr Zimmer wohnlich ist, 25,4 % aller Studenten, die das Zimmer als richtigem Arbeitsort bezeichnen, finden dieses indessen unwohnlich.

Von den 66 %, die allein arbeiten, sind 43,5 % am Poly, 2,7 % sind Theologen, 15,5 % Juristen,

Selbst bei weniger als Fr. 10.– Fahrkosten finden sich 3,7 % Studenten, die den Schulweg als eine grosse Belastung empfinden. Bei Fahrkosten zwischen Fr. 40.– und 49.– bezeichnen 55,1 % den Arbeitsweg als eine grosse Belastung. Bei Fr. 50.– und mehr sind es hingegen nur noch 37 % (Autofahrer).

Die Anzahl der Leute, die ihren Arbeitsweg viermal im Tag zurücklegen, nimmt mit steigenden Fahrkosten ab. Bis zu einem Verhältnis von 81,6 % zweimal zu 8,4 % viermal zwischen Fr. 40.– und 49.–. Bei Fr. 50.– ist das Verhältnis hingegen wiederum um 76,8 % zu 11,6 %.

Wer weniger als Fr. 10.– bezahlt, geht zu 77,2 % zu Fuss, fährt zu 12,4 % mit dem Velo, Leute, die bis zu Fr. 30.– bezahlen, sind im wesentlichen Benützer der öffentlichen Verkehrsmittel. Fr. 30.– bis 40.– 73,5 % Bahnfahrer und nur noch 13,3 % Tram- und Busfahrer. Zwischen Fr. 40.– und 50.– finden sich 79,6 % Bahnfahrer, hier aber bereits 10,6 % Autofahrer. Unter den über Fr. 50.– Bezahlenden ist die Mehrheit Autobesitzer zu 58 %, 36,2 % sind Autofahrer.

Wer mehr als Fr. 50.– für Transportkosten ausgibt, ist zu 13 % Mitglied eines höheren Semesters. Bei den übrigen Preiskategorien beträgt der Anteil zwischen 2,5 und 7 %. Wer wenig Fahrkosten bezahlt, ist in der Mehrheit in einem untern Semester.

Welche Kantone sind nahe genug, dass man mit dem Zug nach Hause fahren kann? Bern ist offensichtlich zu weit, finden sich doch viele Berner, die weniger als Fr. 20.– Fahrkosten angeben. Die Innerschweizer geben in der Regel aber mehr als Fr. 30.– bis 50.– und mehr als Fahrkosten an. Bei Schaffhausen und Aargau liegt die Mehrheit zwischen Fr. 20.– und 50.–, Appenzel, St. Gallen und Graubünden hingegen sind meistens wieder zu weit, um ständig mit der Bahn nach Hause zu fahren.

Je entfernter die Eltern wohnen, desto weniger fährt man regelmässig über das Wochenende nach Hause. Auffallend ist, dass von denjenigen, die zwischen Fr. 40.– und 50.– Fahrkosten pro Monat haben, keiner regelmässig nach Hause fährt, 50 % ab und zu und 50 % überhaupt nicht.

Verheiratete leben sehr oft etwas weiter weg und bezahlen in der Mehrheit zwischen Fr. 20.– und 30.– Fahrgeld. Etwas anders hingegen ist das Verhältnis bei denjenigen, die über Fr. 50.– Fahrkosten bezahlen, wo wir 24,6 % Verheiratete finden.

Hohe Fahrkosten können ein wesentlicher Antrieb zu einem Verdienst während des Studiums sein. Wer weniger als Fr. 10.– ausgibt, also meistens bei den Eltern wohnt, verdient zu 43,8 % höchstens Fr. 500.– pro Jahr. Wer zwischen Fr. 40.– und 50.– ausgibt muss, verdient zu 68,4 % bis zu Fr. 2000.–. Am meisten Grossverdiener mit über Fr. 5000.– pro Semester finden sich wiederum bei denjenigen, die über Fr. 50.– Fahrkosten bezahlen (Assistenten, höhere Semester).

Bei sehr kurzen Wegzeiten überwiegen Fussgänger, Roller und Velo. Bis zu einer halben Stunde kommen die Tram- und Busfahrer neben den Velofahrern am häufigsten zu ihrem Recht. Wer weiter als eine halbe Stunde weg ist, benutzt die Bahn oder ein Auto.

Am wenigsten über ihren Arbeitsweg klagen Fussgänger, Velofahrer und Rollerfahrer. Die Bahnfahrer sehen zu 45,3 % den Arbeitsweg als eine grosse Belastung an, Tram- und Autofahrer etwa zu 22,5 %.

Fussgänger, Velofahrer und Rollerfahrer gehen in der Mehrheit viermal pro Tag nach Hause. Zweimal pro Tag gehen nach Hause 82,1 % Bahnfahrer und zu 88,9 % Autofahrer.

Am Poly hat das Semester kaum einen Einfluss auf die Wahl des Verkehrsmittels. Ganz anders an der Uni, wo die Bahnfahrer deutlich abnehmen mit höherem Semester, hingegen nehmen die Autofahrer zu. Das Velo nimmt mit höherem Semester an Beliebtheit zu bis zum 10. Semester. Die Fussgänger aber scheinen mit der Zeit faul zu werden.

Ebensowenig spielt die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Abteilung des Poly eine Rolle bei der Wahl eines Verkehrsmittels. Polyaner und Phil. II stellen den Hauptpart der Velofahrer. Rechts- und Staatswissenschaftler, Phil. I bevorzugen Tram und Bus. Mediziner gehen mit Vorliebe zu Fuss oder benutzen die Bahn. Ebenso finden sich viele Bahnfahrer bei den Polyanern und den Phil. II. Autofahrer sind zu 23,4 % Rechts- und Staatswissenschaftler und zu 40,9 % Phil. I. Der wirkliche Anteil dieser Studenten an der Gesamtstudentenschaft beträgt 14 resp. 8,6 %.

Die Aufgliederung nach verschiedenen Ländern ergibt, dass die Westdeutschen kaum miteinander zusammenarbeiten wollen; Franzosen und Italiener und übrige Europäer sehr oft.

An der Uni sind die Vet. med. mit 88,9 %, die Phil. I mit 81,1 % die grössten Alleinarbeiter. Am meisten Zusammenarbeit findet man bei den Rechts- und Staatswissenschaftlern mit 9,2 %.

Am meisten wünscht der Jahrgang 1944 mit anderen Studenten zusammen zu arbeiten. 64 % aller Studenten werden, desto weniger sind sie im allgemeinen auf die Zusammenarbeit mit andern Studenten angewiesen.

Auf die Diplomprüfungen wird meistens allein gearbeitet.

77,7 % der Polystudenten arbeiten gerne auf ihrem Zimmer. An der Uni sind es nur 73,7 %. Die Aufteilung auf die Abteilungen ergibt am Poly, dass an der Abt. IV mit 96,1 %, dann an den Abt. I und VIII mit etwas über 80 % am meisten auf dem eigenen Zimmer gearbeitet wird. Sehr viel auf der Hochschule arbeiten die Studenten der Abt. II, 28,8 %, Abt. V mit 28,6 % und Abt. IX mit 27,9 %. Am wenigsten an der Hochschule antreffen ist die Abt. I mit 9,8 %. Dafür findet man die Architekturstudenten am häufigsten im Tea-Room (als Arbeitsort notabene).

Ob ein Student für sich allein arbeitet oder mit andern zusammen, hängt nicht nur vom Zimmerpreis, d. h. von der Ausstattung des Zimmers ab. Es ist vielmehr zu persöhnlich. 64 % arbeiten konsequent allein und 11 % immer mit andern zusammen. Die restlichen lassen beide Möglichkeiten spielen.

FILTERS

QUALITY CIGARETTES

world-famous for flavour and taste

...auch eins...

Klar - auch eis! Ein köstlich
kühles «Coca-Cola» natürlich!
Sie wissen ja, erfrischt geht alles noch viel besser!
Und «Coca-Cola» - ja, das erfrischt richtig!

TRINK
Coca-Cola
LIMONADE GÄZEUSE

Für die Pause die Normalflasche,
für den grossen Durst die elegante Grossflasche,
für zu Hause die vorteilhafte Familienflasche.
Refresco AG, Zürich, konzessionierter Fabrikant für die Rayons Zürich und St. Gallen

SR0 Kugellager und Rollenlager

das Schweizer Präzisionsfabrikat für den gesamten Fahrzeug- und Maschinenbau

SR0 Kugellager Verkaufsbüro Zürich
der Kugellagerwerke J. Schmid-Roost AG
Telefon (051) 25 89 66
Nüscherlerstrasse 31

Fr. 348.-

Die Lettera 32 hat alle Vorzüge einer echten Reiseschreibmaschine, denn sie ist handlich und leicht, geeignet für kleine und grosse Reisen im Auto, der Eisenbahn, dem Flugzeug und jedem anderen Verkehrsmittel. Bequem kann man sie mitnehmen von einem Ende der Welt zum anderen, von einem Ort zum anderen. In jedes Haus gehört heute ein modernes Schreibinstrument, besonders aber eine Reiseschreibmaschine wie die Lettera 32, die alle Einrichtungen einer modernen Büromaschine in sich vereinigt; sie ist widerstandsfähig, robust in der Konstruktion und liefert immer ein klares, regelmässiges Schriftbild.

DISS — ERTATIONEN

drucken wir mit IBM-Schrift in Offset gut - schnell - preiswert

L. Speich AG Zürich
Brandschenkestrasse 47 Tel. (051) 27 08 50

TABAK *Schrämli*
das alte gute Spezialgeschäft
beim Poly

Apotheke Oberstrass Zürich 6
F. Eichenberger-Haubensack Universitätsstrasse 9

Seit 1889 die Apotheke der Akademiker

Chemie
Vorbereitung auf Propädeutikum, Vordiplom

Dr. Cantieni
Untere Zäuna 21, Zürich 1
Tel. 34 50 77

Olivetti Lettera 32

Spezialkonditionen für Studenten bei Zentralstelle der Studentenschaft und S. A. B.

OLIVETTI (SUISSE) S. A. Zürich 3 Steinstrasse 21

Vor u. nach dem Kollég eine Erfrischung im

Café Studio
Zürich beim Pfauen

Coiffeur E. Hotz

Für Studenten Ermäßigung Haarschneiden ausgenommen am Samstag

Zürich 1 Rindermarkt 19 Dienstag den ganzen Tag geschlossen

1000 Paare SKI

in Holz und Metall warten auf Sie! Riesenauswahl auch in Keilhosen, Skijacken und Schuhen. Günstig, da direkt ab Lager!

W. Stadelmann & Co. Zürich 5
Zollstrasse 42 (beim HB) Telephone 44 95 14

Zehntausende von Schallplatten finden Sie im Disco-Center Jecklin und in unserem neuen Disco-Studio am Bahnhofplatz. Stöbern Sie selber ungestört in den vielen übersichtlich geordneten Grabbelkästen, oder lassen Sie sich von unseren geschulten Fachkräften beraten.

Jecklin
Disco-Center Pfauen, Rämistrasse 42, Zürich 1 und jetzt auch am Bahnhofplatz:
Disco-Studio Bahnhofplatz, Löwenstrasse 71

FREIHOFFER
Buchhandlung für Technik und Wissenschaft

Universitätstr. 11 Zürich 6
Tel. 47 34 32

FREIHOFFER
Buchhandlung für Medizin

Rämistrasse 37 Zürich 1
Tel. 47 92 22

Max Meier in Maur

Max Meier, das geätzte Reh in einer bösen Kommunistentagd, ungefähr so haben die »Zürcher Woche« und der »Blick« die Affäre um den nicht wiedergewählten marxistischen Lehrer in Maur abgetan. Unser Berichterstatter weiss aber, dass es keineswegs darum ging, für die nächsten Wahlen Stimmen zu werben, sondern dass durchaus Gründe vorliegen, Max Meier als Lehrer nicht mehr zu bestätigen. Seine sachlich fundierte Stellungnahme und seine sicheren Quellen sollen etwas Licht in eine wenig erfreuliche Angelegenheit bringen.

Die grosse Schlacht ist geschlagen, die aufgeschreckten Bürger können sich zur Ruhe legen, der Alltag hält wieder Einzug in Maur: Sekundarlehrer Max Meier wurde bei den diesjährigen Bestätigungswahlen mit 365 gegen 282 Stimmen von seiner Stelle weggehählt. Um das Wahlergebnis in den herrschenden »Maurern Terminologien« auszudrücken: Für die einen hat der freisinnige »Feldherrenhügel« einen Pyrrhussieg über den unteren, unterdrückten Gemeindeteil davongetragen, für die andern haben der freiheitliche »Westen« und die Landeskirche einen Erfolg gegen den Marxismus-Leninismus errungen, den es zu feiern gilt.

Was ist geschehen? Was hat vermocht, eine stille Gemeinde in zwei Lager zu spalten, die sich so gegässig gegenüberstehen, dass heute noch Autoren zerschritten werden, dass einige Einwohner aus der Gemeinde wegziehen wollen? Um den »Fall Meier« genau zu erfassen – und Genauigkeit ist in dieser Angelegenheit etwas vom Nützlichsten, wie wir noch sehen werden –, müssen wir eine kurze Rückblende einschalten. Max Meier, ehemals ein prominentes Mitglied der PdA, im Zusammenhang mit der Nicole-Säuberung 1952 dann aus der Partei ausgeschlossen, wurde 1957 in Maur als Sekundarlehrer für die sprachlich-historischen Fächer gewählt. Seine frühere Lehrstelle musste er im Verlauf der antikommunistischen Welle während des Ungarnaufstandes verlassen. Vor seiner Wahl in Maur legte er mehrmals bei verschiedenen alteingesessenen Einwohnern der Gemeinde ein Versprechen ab, das er bei der ersten Bestätigungswahl im Jahre 1960 wiederholte. Schon über den genauen Inhalt dieses Versprechens herrscht Unklarheit; sicher und von keiner Seite bestritten ist, dass Meier versprach, »keine PdA-Politik mehr zu machen«. Trotzdem war immer ein gewisses Misstrauen gegen Max Meier spürbar, das er erst mit der Abfassung eines »originellen« Festspiels zur Einweihung des neuen Schulhauses ganz zerstören konnte. Später sollte sich allerdings gerade dieses Festspiel als »Unterminierungsmittel« ersten Ranges erweisen, ohne dass den Zuschauern (wie Pfarrer Wipf mit einiger Verspätung feststellte) »klar war, dass es sich auch da um eine Form von Marxismus handelte«. Doch nun zum Sündenfall des Max Meier: Im Jahre 1965 hielt er vor der Jungen Sektion der PdA einen Vortrag über »Schul- und Bildungskrisen« in der Schweiz, einen ungenauen, wirren und wirklich dummen Vortrag in einer Sprache, wie sie ein Kommunist noch vor 50 Jahren gebraucht hätte (... wir werden von der NZZ, dem Organ der herrschenden Klasse, in Dunkel und Unwissenheit gelassen...). Im Publikum sassens allerdings nicht nur Jung-PdAler, sondern – was MM natürlich nicht wissen konnte – »zufällige« auch ein gewisser Dr. Bernhard. Dr. Bernhard ist Französischlehrer an der Oberrealschule und ein fanatischer »kalter Krieger«, er veranstaltete beispielsweise die von der ganzen Presse einmütig abgelehnte Demonstration mit Mittelschülern auf dem Lindenhof. Dr. Bernhard, der solche PdA-Veranstaltungen im Interesse des Staatsschutzes besucht, stenografierte Max Meiers Vortrag feinsäuberlich mit. Beim Schreiben der Zusammenfassung fiel ihm auf, dass Lehrer Meier seine eigene Tätigkeit in Maur erwähnte, und er beschloss, den Vortrag Prorektor Bantle zu zeigen, der – zufällig – Bezirksschulpfleger des Bezirks Uster ist, also auch zuständig für die schulischen Belange von Maur. Dieser schickte das unterdessen zum »belastenden Dokument« arrivierte Schriftstück an Herrn Sgrist, Schulpflegerpräsident der Gemeinde Maur, und damit begann der Sturm, der eine Gemeinde aufwühlte und bis heute noch nicht zur Ruhe gekommen ist. Die Flut der Traktätchen und Artikel begann mit einer recht harmlos wir-

kenden Mitteilung der Schulpflege, die Max Meier nicht zur Wiederwahl empfahl.

Nun begann das grosse Eifern: Die Freisinnig-demokratische Partei hatte schon lange auf eine Gelegenheit gewartet, sich für die kommenden Gemeinderatswahlen besser ins Bild zu setzen – was eignet sich besser dazu als ein Kampf gegen den schon lange verdächtigen »Erzkommunisten«? Aber auch die BGB-Leute wollten nicht hinten stehen, und so gründeten die beiden Parteien zusammen ein »Informationskomitee zur Sekundarlehrerwahl«. Auf der Gegenseite bildete sich ein »Elternkomitee«, das Max Meier unterstützte, dabei vor allem seine unbestrittenen pädagogischen Fähigkeiten pries und zu einer umfassenden Orientierungsversammlung aufrief. Mächtiglich strömte also eines Abends im neuen Schulhaus zusammen, um Max Meier und seine Gegner zu hören, in erster Linie aber doch Max Meier, den »besten Schweizer Soldaten im 2. Weltkrieg« (er allein glaubte nicht daran, dass Hitler siegen würde, und wurde dafür sogar vor ein Kriegsgesicht gestellt), ja den besten Christen. Hier begann nun schon das Dilemma, das später mit all den Flugblättern und Artikeln groteske Züge annehmen sollte: Die ganze Affäre wurde zu einer ideologischen Auseinandersetzung, zum Abwehrkampf gegen die »rote Gefahr« aufgebauscht. Dabei war der Fall klar und einfach: Meier hatte ein mehrmals abgelegtes Versprechen gebrochen, und es war nun an den Bürgern zu entscheiden, ob ein Lehrer, der lügt, im Amt bleiben sollte. Doch davon sprach keiner mehr, Meier war der Kommunist an sich, er musste weg, koste es, was es wolle. Das »Informationskomitee« gebärdete sich wie eine letzte versprengte Schar von Republikanern, die das unterwanderte und infiltrierte Dorf vor dem drohend bevorstehenden Umsturz retten musste. Jeder Meier-Anhänger war ein potentieller Kommunist und – besass er ein Geschäft – ein versteckter Osthändler. So gab's denn Nachtsitzungen, Zwischenbesprechungen, Telefonanrufe zu jeder Unzeit – kurz: jeder sein eigener James Bond, jeder sein eigener kleiner Propagandist im subversiven

Die Grenzen ärztlicher Gewalt

Am 27./28. November fand zum 5. Male auf Boldern ein Diskussionswochenende für Medizinstudenten statt. Wie jedesmal stand es unter dem Patronat der evangelischen Studentengemeinde und wurde von Pfr. Dr. Wildbolz organisiert. Die brennende Frage nach den »Verfügenskompetenzen des Arztes gegenüber Patient und Angehörigen« versammelte rund 50 Medizinstudenten neben dem katholischen Studentenpfarrer Dr. Ziegler und den Dozenten.

Gesundheit — ein soziologischer Begriff

Der Arzt handelt stets im Auftrag der Gesellschaft. »Gesundheit« als solche ist nicht ein medizinischer, sondern ein soziologischer Begriff. Gesundheit ist ein soziologischer Zustand, den die Gesellschaft vom Einzelnen fordert. Patienten ohne organische Befunde sollten eigentlich leistungsfähig sein, wenn sie nur wollten. Bisweilen muss man jedoch fragen, ob sie überhaupt wollen können? In diesen Fällen ist das Kranksein als Demonstration aufzufassen, dass diese »soziologische Gesundheit«, die sich nur auf das Organische beschränkt, eigentlich sinnlos ist. Wenn der Arzt bei einem Patienten immer wieder die gleichen Symptome zu behandeln hat, muss er aufhorchen, denn offenbar ist er nicht tief genug in die Probleme des Patienten vorgedrungen.

Die Symptome eines Patienten sollen über den Rahmen des Medizinischen hinaus ins Soziologi-

Kampf! Zittern müssen wir, wenn wir hören, was alles aufgedeckt wurde, wie raffiniert, wie entschlossen gefährlich Meiers Unterminierung der Gemeinde gewesen war: Hatte er doch – man wagt kaum daran zu denken – bei der Inszenierung seines Festspiels ein »Pestalozzi-Zitat«, das aus Marx hätte zitiert sein können, der Tochter eines NZZ-Redaktors in den Mund gelegt! Da war es denn klar, dass keiner zurückbleiben wollte im Kampf gegen diesen Staatsfeind: Auch der Pfarrer gelangte mit grässlichen Enthüllungen an die Öffentlichkeit: Meier hatte auf geradezu verbrecherische Art und Weise bei der Besprechung von Gottfried Keller Feuerbach und dessen Lehre erwähnt! Da hört doch alles auf! Einen derart bösen Menschen an die Seite unseres geheiligten Nationaldichters zu stellen! Dabei hat Feuerbach, wie der Pfarrer allein in deutliche Erinnerung rief, doch wesentlich dazu beigetragen, dass Gottfried Keller vom christlichen Glauben abkam. Doch nicht genug: Meiers Schüler werden »mit diesem absichtigen Philosophen des Atheismus konfrontiert, wissen aber nichts von der Stoa und den Epikureern! Der Pfarrer, der die Epikureer propagiert – das gib't nur in Maur!

Vom weiteren Verlauf des Wahlkampfes ist nicht viel zu berichten, er wurde immer gehässiger, immer verbohrt geführt, Meier drohte im Falle einer Wegwahl mit Kollektivselbstmord der ganzen Familie, die Groteske wurde zum makabren Schwank. Alles bewegte sich auf einer Ebene, die mit dem ursprünglichen Vorfall nichts mehr zu tun hatte; die ganze Affäre Meier ist ein Musterbeispiel für unsachliches Vorgehen, für die (eigenbürtige) Politisierung und Ideologisierung eines einfachen Tatbestandes. Die immer wieder aufgeworfene Frage nach der Beeinflussung der Schüler wurde nie geprüft, simple nachkontrollierbare Fakten nie untersucht. Man weiss beispielsweise heute noch nicht, ob das von Meier »zufällig« liegengelassene Vietnam-Heft von der chinesischen Botschaft stammt oder ob es sich dabei um ein Unesco-Kurier handelte. Auch die Frage nach der direkten Beeinflussung der Schüler, die Meier mit dem Schulgesetz in Konflikt gebracht hätte, wurde nie genau (z. B. anhand der Geschichtshefte) untersucht.

Der Erfolg der ganzen Kampagne? Meier wurde zwar weggehählt, aber zurück bleibt eine zerstörte Atmosphäre, eine ungesunde, aufgeputschte politische Stimmung, die sich bei den kommenden Wahlen unangenehm auswirken dürfte, und – nicht zuletzt – eine heillose Verwirrung bei den Schülern, auf deren Rücken dieser ganze unsachliche, emotionell aufgeladene Kampf ausgetragen wurde.

Thomas Held

sche, ins Familiäre und Zwischenmenschliche verfrachtet werden. Ganz allgemein wurde und wird durch die Ausweitung diagnostischer und therapeutischer Möglichkeiten die Verantwortung des Arztes beträchtlich vergrössert. Verantwortung setzt aber auch Freiheit voraus.

Auftrag, Verfügen und Kompetenz

Als erster Fachvertreter sprach Prof. Bally. Er beleuchtete den Problemkreis von 3 Gesichtspunkten aus: Zuerst fragte er nach dem Auftrag des Arztes, dann nach seinem Verfügen und drittens nach seiner Kompetenz. Alleingiger Auftraggeber ist der Patient, der von seinem Leiden befreit sein will, jedoch nicht immer gewillt ist, das dazu nötige Opfer zu bringen. Manchmal ist der Arzt gezwungen, zum Besten des Patienten gegen diese Stellung zu nehmen. Daraus entwickeln sich »Scheinkämpfe« zwischen dem Arzt und seinem Patienten. Der Patient, der sich primär den Anordnungen und dem Willen des Arztes widersetzt, will aber lediglich prüfen, ob der Arzt standhaft bleibt zum Wohl des Patienten. Setzt der Arzt wirklich im Interesse des Patienten die nötigen Massnahmen durch, so führt dies zu einer wesentlichen Festigung des gegenseitigen Vertrauens, welche letztlich die oft aufreibenden Scheinkämpfe legitimiert und ihnen einen Sinn gibt.

Oft ist der Patient nicht selber der Auftraggeber, z. B. bei Kindern, Depressiven und Geisteskranken.

Dort muss der Arzt eingreifen und handeln, auch gegen den Willen des Patienten, weil er mehr an den Patienten glaubt, als dieser in seiner Befangenheit noch an sich selber glauben kann.

Der Zugang zu verfügen

Für den Chirurgen kann – wie Prof. Ricklin ausführte – das Problem des Verfügensmüssens ganz akute Formen annehmen. Er muss verfügen, wenn während der Operation unerwartete Verhältnisse aufgedeckt werden und der Patient sich in Narkose befindet. Nie darf bei der Operation über das hinausgegangen werden, was bei der Vorbesprechung des Eingriffs mit dem Kranken und seinen Angehörigen vereinbart wurde, es sei denn, das Leben des Patienten sei im Augenblick der Operation durch Unvorhergesehenes unmittelbar bedroht. Ohne seinen Willen und sogar gegen eine momentane Willensänderung könne ein Patient nur dann operiert werden, wenn er infolge seines Leidens nicht handlungs- und urteilsfähig sei, und zwar nur in lebensbedrohenden Notfall-situationen. In diesem Falle handelt der Arzt als ob er im Auftrag eines Menschen stehe, der weiterhin will. Tatsächlich sind solche Kranke später, wie die Erfahrung zeigt, meist sehr dankbar.

Die Problematik des Experiments

Zum Thema: »Die Grenzen des Experimentes sprach Prof. Akert als Neurophysiologe. Als erstes stellte er fest, dass jede ärztliche Handlung in gewissem Sinne ein Experiment, ein Wagnis, ein Abenteuer, einen Versuch darstellt. Wenn dies nicht mehr der Fall ist, verfällt der Arzt der Routine. Die Experimente im eigentlichen Sinn lassen sich in 2 Gruppen einteilen: a) Experimente, die für den Patienten und die Wissenschaft einen Gewinn bringen, b) Experimente, die im gegenwärtigen Zeitpunkt nur einen Gewinn für die Wissenschaft bringen.

Um die Notwendigkeit von Experimenten am Menschen einzusehen, muss man davon ausgehen, dass das Tierexperiment in sehr vielen Fällen ungenügend, nicht schlüssig und nicht repräsentativ ist und sein kann aus verschiedenen Gründen. Es sei hierbei nur auf die art-spezifischen Proteine, die artgebunden, nur beim Menschen auftretenden Krankheiten und die menschliche Psyche hingewiesen. – Für die Durchführung von Experimenten am Menschen lassen sich rein wissenschaftliche Kriterien einerseits und moralisch-ethische Forderungen andererseits aufstellen. In wissenschaftlicher Hinsicht seien folgende Punkte angeführt: 1. Ein Experiment darf nur mit ganz klarer und bedeutungsvoller Fragestellung unternommen werden. Dies würde ein Fachkollegium nötig machen zur Prüfung und Aufstellung des Versuchsplanes. 2. Dem übertriebenen Ehrgeiz und dem Dilettantismus ist der unbedingte Kampf anzusagen, da beide gleich gefährlich sind. 3. Es müssen ganz bestimmte Voraussetzungen am Patienten erfüllt sein, so dass unter keinen Umständen eine wesentliche Lebensverkürzung riskiert wird oder sonstige irreversible Schädigungen drohen. Vom moralisch-ethischen Standpunkt aus wurde für rein wissenschaftliche Experimente Folgendes gefordert: 1. Das Risiko muss sehr klein sein. 2. Die Einwilligung von Patient und Angehörigen muss vorhanden sein. 3. Es muss eine wahrhaftige Aufklärung und Abwägung stattfinden. Als Kriterium könnte gewählt werden, ob der Arzt das Experiment an sich selbst oder an seinen Angehörigen ausführen lassen würde. 4. Das Experiment muss jederzeit abgebrochen und gestoppt werden können, wenn der Patient oder die Angehörigen dies wünschen. Diese letzte Forderung dient zugleich als Kriterium, ob die Zeit reif ist für ein bestimmtes Experiment. Im strengsten Sinne ist dies erst der Fall, wenn die Wissenschaft über die Mittel verfügt, die ungünstige Entwicklung eines Experimentes zu stoppen.

Schliesslich bleibt zu betonen, dass Experimente an sich weder gut noch böse sind, wie überhaupt die Wissenschaft nicht mit moralischen Massstäben beurteilt werden kann. Heilbringend, segensreich oder schädlich, ja tödlich sind erst Folgen, die aus einer unverantwortlichen oder falschen

Fortsetzung auf Seite 23

Ist die Bundesrepublik kommunistisch?

Im Kanton Zürich lehnten die Bürger eine Initiative zur Einführung des kommunalen Vorkaufsrechtes an Liegenschaften ab. Dieser Entscheid hat viele Gründe. Nicht zuletzt haben die verschiedenen grossen Portemonnaies der Befürworter und Gegner eine wichtige Rolle gespielt. Die Befürworter konnten 15 000 bis 17 000 und die Gegner rund 100 000 Franken auf die Waage legen. Wer für die Interessen selbst enger Wirtschaftsinteressen eintritt, der braucht sich um das Geld nicht zu sorgen, wer aber für Allgemeininteressen eine Lanze brechen will, der muss in den eigenen Sack greifen. Doch davon soll nicht die Rede sein, sondern von der Nein-Propaganda.

Stand der Kommunismus vor der Tür?

Verstaatlichung des Bodens! Willkür der Verwaltung! Bedrohung der Niederlassungsfreiheit! Wunschtraum der Kommunisten und Freiwirtschaftler! tönte es aus Inseraten und Flugschriften. Am schönsten sagte es jene Partei, die sich christlich-sozial nennt: »Es geht allein um die Verstaatlichung von Grund und Boden. Das aber bedeutet Verwaltungsdiktatur und Abbau der verfassungsmässigen Freiheitsrechte des Bürgers.« Und weil die BGB und der Freisinn und einige Dutzend ehrwerte Politiker und Professoren das gleiche erzählten, glaubte es auch die Mehrheit

der Bürger. Wer will schon den Kommunismus im Vorgarten?

Arme Bundesrepublik!

Die Regierung der Bundesrepublik setzt sich aus Vertretern der CDU und der FDP zusammen. Und was hat diese Regierung und ihre Parlamentsmehrheit in das Bundesbaugesetz aufgenommen: Das Vorkaufsrecht der Gemeinden! So kommunistisch ist diese Regierung, und nur der Herr Ulbricht merkt es immer noch nicht. Adenauer und Erhard als Vorkämpfer der Verstaatlichung von Grund und Boden! Das im Jahre 1960 in Kraft getretene Vorkaufsrecht dient nach dem Willen der Gesetzgeber der Regionalplanung,

der Bekämpfung der Bodenspekulation und der Eigentumsstreuung (Abgabe von Bauland zuerst an Nichtlandbesitzer). So schlimm steht es um Deutschland.

Und wir?

Viele von uns haben sich einen Bären aufbunden lassen. Es ging nicht darum, ob wir einen ersten Schritt nach Peking wagen sollten oder nicht. Die Initiative hätte die Regierung beauftragt, einige bescheidene Schritte zu vernünftigen Lösungen in der Bodenfrage zu tun. Verwirrt durch Schlagworte hat die Mehrheit »Nein« gesagt. Sie hat damit all denen einen Dienst erwiesen, die den »Landlosen« den Verdienst abnehmen, aber nie einen Dienst erwiesen werden.

Eusi Meinig

SPORT der hochschulen

Die guten Schneebedingungen lockten viele Studierende aus der warmen Bude an die frische, kalte Winterluft. Sie vertauschten das Buch mit den Brettern und nahmen an unseren Skilagen, Skikursen und Touren teil.

Über 73 Skilehrer erteilten Lektionen an 565 lernbegeisterte Schüler. Das Können war sehr unterschiedlich – vom blutigen Anfänger bis zum Wedelkünstler und routinierten Tiefschneefahrer.

Leider verlief der Betrieb nicht ganz unfallfrei, brachen sich doch zwei Teilnehmer des Anfängerskikurses I das Bein. Eine kleine Untersuchung zeigte, dass der körperlichen Vorbereitung auf das Skifahren immer noch viel zuwenig Beachtung geschenkt wird. Man mutet sich selbst mehr zu und überschätzt seine Kräfte. *Müdigkeit, ein konditionelles Manko, Kälte, schlechter Schnee, keine Sicherheitsbindung* (oder eine unzulässig eingestellte) sind immer wieder Faktoren, welche die Unfallgefahr wesentlich erhöhen. Durch Beachtung aller der aufgeführten Punkte lässt sich eine Verletzung jedoch weitgehend verhindern.

Kaltblütigkeit bewies ein Tourenleiter, indem er sich entschloss, kurzerhand ein Biwak zu errichten, nachdem der Weg infolge schlechter Sicht, Nebels, Schneegestöbers und Lawinegefahr unauflindbar war. Wohlbehalten gelangten alle Teilnehmer anderntags wieder in die Niederungen.

An der Württ. Ski-Hochschulmeisterschaften in Bolsterlang (Allgäu) nahmen auch sechs Teilnehmer von unseren beiden Hochschulen teil. Je drei Alpine und drei Nordische massen sich mit Kommilitonen aus Stuttgart, Tübingen, Freiburg i. Br., Darmstadt und Heidelberg im friedlichen Wettkampf.

Beim *Langlauf* belegte U. Bollag den 4. Rang, N. Ribordy den 9. und K. Schroeder den 13.

Der *Riesenslalom* ergab einen Sieg durch J. Plattner, einen 5. Rang durch J. C. Falciola und einen 9. durch U. Stüssi bei insgesamt 93 Startenden.

Im *Slalom* landete J. Plattner auf dem Ehrenplatz, und J. C. Falciola belegte den 4. Rang.

Ergebnis der *Alpinen Kombination*: 1. J. Plattner, 4. J. C. Falciola. *Nordische Kombination*: 1. U. Bollag, 3. K. Schroeder, 4. N. Ribordy.

Es war durchweg ein Erfolg für die Zürcher Teilnehmer, welche sich in jeder Disziplin unter die Ersten zu setzen vermochten.

Bruno Dümmler, Hochschulsportlehrer

Hochschulmeisterschaften in Laax

Über das Wochenende vom 29./30. Januar 1966 fanden im neuen und ausserordentlich schönen Sportcenter Laax bei Films die diesjährigen Zürcher Hochschulmeisterschaften der Alpen statt, an denen sich 154 Studenten und Studentinnen der Uni und ETH, Gäste und »Alte Herren« beteiligten.

ASV und SAS Zürich, Sportcenter und Verkehrsverein Laax organisierten die Konkurrenz, die bei ausgezeichneten Wetter- und Schneebedingungen ausgetragen werden konnte. Die Wettkämpfe standen ganz im Zeichen dreier Fahrer, die in den beinahe zu anspruchsvollen Prüfungen klar dominierten: Vreni Waldmeier (Uni), Knut Ellingsen (ETH) und Klaus Herwig (»Alter Herr«). Vreni Waldmeier holte sich schon zum dritten aufeinanderfolgenden Mal den Kombinationstitel bei den Damen, Knut Ellingsen gewann – wie schon im Vorjahr – sowohl die Alpine als auch die Nordische Kombination der Herren. Klaus Herwig, ein routinierter Rennfahrer, bot nicht nur Tagesbestzeit im Riesenslalom, sondern erzielte auch das beste Resultat in der Alpinen Kombination.

Prominentester Gast der Veranstaltung war der Rektor der Uni, Prof. Dr. E. Schweizer, der persönlich an der Preisverteilung mitwirkte.

Slalom: 1. Knut Ellingsen (ETH) 92.6. 2. Marc Terrailon (ETH) 95.0. 3. Truls Larsen (ETH) 97.0. – Damen: 1. Vreni Waldmeier (Uni) 104.7.

Riesenslalom: 1. Claude Brichet (ETH) 2:03.3. 2. Hanspeter Beck (Uni) 2:04.0. 3. Marc Terrailon und Alf Astrup (ETH) 2:04.5. – Damen: 1. Vreni Waldmeier 1:52.5.

Alpine Kombination: 1. Knut Ellingsen. 2. Marc Terrailon. 3. Truls Larsen. – Damen: 1. Vreni Waldmeier.

Viererkombination (mit dem früher ausgetragenen Langlauf): 1. Knut Ellingsen. 2. Claude Brichet. 3. Knut Schröder (Uni). – Im Mannschaftswettkampf siegte die ETH gegen die Uni.

Study abroad

Einem kürzlich veröffentlichten Bericht der Unesco zufolge waren im Jahre 1964 insgesamt 290 000 Studenten an ausländischen Hochschulen immatrikuliert. Das sind ungefähr zwei Prozent aller Studierenden. Weitaus am meisten Ausländer wies die USA auf mit rund 74 000, gefolgt von Frankreich mit 30 000. In Deutschland fanden 25 000 und in der Sowjetunion 21 000 Studenten Gastrecht. Es folgen Grossbritannien mit 14 000 und Oesterreich mit 9000 ausländischen Studierenden, während in der Schweiz rund 8000 ausländische Kommilitonen immatrikuliert waren. Fast jeder dritte Student an schweizerischen Hochschulen ist also ein Ausländer.

ich ganz besonders auf eure Mitarbeit angewiesen. Das Finden und Realisieren neuer Wege wie auch die Durchführung von Schonbewährtem kann und soll nicht die Aufgabe eines einzelnen oder weniger sein. Ich hoffe, dass dich, liebe Kommilitonin, lieber Kommilitone, dieser Anruf nicht ganz gleichgültig lässt. Weshalb nicht doch einmal trotz aller Vorbehalte gegenüber studentischen Gremien die eigenen Ideen auf solche anderer treffen lassen, mithelfen bei der Vitalisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen? Dies ist anregend, komisch, erfüllend, ärgerlich – ganz abgesehen davon, dass die Einflussnahme auf Belange der Gemeinschaft eine ethische Verpflichtung ist – hier oder anderswo. Dass du, falls du dich bei untenstehender Adresse meldest und dich irgend-

news, facts and gags

Studentisches Mitspracherecht

Die Yale Universität (USA) unternahm den ersten Schritt, um den Studenten das Mitspracherecht bei der Ernennung von Professoren zu geben. Die Universitätsbehörden, die nunmehr grösseren Wert auf die pädagogischen Fähigkeiten der Professoren legen wollen, planen, Studenten mit guten Leistungen aufzufordern, ihre Erfahrungen in Vorlesungen, Diskussionen und Seminaren mit ihren Schwächen und Stärken schriftlich niederzulegen. Diese Massnahmen, die noch der Genehmigung durch die Professoren bedarf, ist ein Teil der Reorganisation des System der Ernennung von Professoren. Bisher hiess es für die Professoren: »Veröffentlichen oder untergehen«. Heute macht man daraus eine neue Drohung: »Veröffentlichen und lehren – oder untergehen«. Die Neuregelung wurde vom Rektor der Universität nach dem Streit um Richard J. Bernstein, einem ausserordentlichen Professor der Philosophie, der nicht zur Ernennung vorgeschlagen wurde, angeordnet. Die Studenten hatten dagegen protestiert, weil sie der Meinung waren, damit geschehe einem hervorragenden Lehrer Unrecht.

Kommilitoninnen, Kommilitonen!

Als voraussichtlicher AGH-Präsident des Sommersemesters 1966 (AGH = Arbeitsgemeinschaft beider Hochschulen) bin ich bestrebt, durch Sammlung wacher Geister und stiller Träumer, durch Auswahl geeigneter Themen und Diskussionsleiter das kulturelle Forum weiterzuführen. Dabei bin

wie schöpferisch betätigen willst (Gespräch, Vorschläge, Diskussionsleitung), mit deinen Anliegen nicht an sturen Vereinsmeierköpfen zerschellt oder in trostloser Echolosität verdurstest, dafür will ich mich einsetzen.

Antal Borbély, cand. med.
Zeltenbühlweg 4, Küssnacht ZH
Tel. bis Semesterbeginn nur während Weekends:
90 16 76

Unser Zeilenhonorar Fr. 20.—

Für unsere gegenwärtig laufende Aktion in der Presse, am Radio und im Fernsehen – mit dem Ziel, möglichst viele leerstehende Liegenschaften in der Stadt Zürich als Woko-Häuser, wenigstens vorübergehend, den Studenten nutzbar zu machen – suchten wir im letzten zu eine zündende Schlagzeile. Nur vier Studenten allerdings wollten die Belohnung von 20 Fr. gewinnen. Ihnen sei für den guten Willen oder für die redlichen Erwerbsabsichten herzlich gedankt. Leider konnten wir keinen der eingesandten Vorschläge berücksichtigen. Allen andern wünschen wir für ein nächstes Mal – ja, sagen wir diesmal: etwas mehr Materialismus!

Annonce

Verloren am Unibal: Goldbroche mit aufgesetzten Perlen. Hat sie vielleicht jemand gefunden? Ich bitte, mir möglichst bald Bescheid zu geben. Telefon 45 76 20.

GESELLSCHAFT ZUM FROHLICHEN SCHLÜSSELLOCH
Zweierstrasse 15 (Studentenhaus Zürich 4 beim Stauffacher)

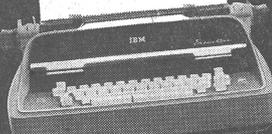
Mittwoch, 16. Febr., 20.15: Tanz mit einem Orchester.

Donnerstag, 17. Febr., 20.15: Mundartabend der VSETH-Kulturkommission.

Dienstag, 22. Febr.: Photo-Ausstellung.

Während der Ferien ist unser Lokal jeden Freitag geöffnet.

Dissertationen
Offsetdruck
Dissertationen
Buchdruck
Dissertationen



Am vorteilhaftesten mit preisgünstigstem IBM-Satz (Kohleband). Per Doppelseite inkl. Beschriftung, Verkleinerung, Papier und Druck (300 Ex.) Fr. 42.00 Fotokopien Fr. 0.50. Alle Drucksachen preisgünstig.

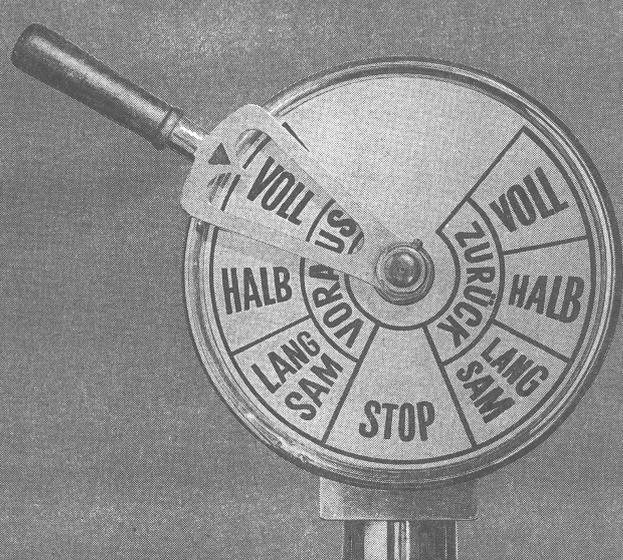
ok Organisation Kolb
Uraniastr. 20, 8001 Zürich
Tel. 25 78 35/36, 23 24 68

Sunnehus
bei der ETH



Jeden Abend erstklassiger Pianist
Schönes Stübli für Essen jeder Art
Prima Küche, Zimmer ab Fr. 12.–
Television

... auf besserem Kurs mit Landesring!



7175

ANGELUS
BREITLING
BULOVA-ACCUTRON
CERTINA
CORUM
ETERNA
FAVRE-LEUBA
GIRARD-PERREGAUX
GLYCIENE & ALTUS
HENO
HEUER
IMHOF
INTERNATIONAL
JAEGER-LE COULTRE
JUVENIA
LONGINES
LOOPING
LUXOR
MOVADO
ULYSSE NARDIN
PATEK PHILIPPE
JEAN PERRET
ROLEX
SECTICON
TUDOR
UNIVERSAL
ZENITH



Eine Uhr für Ihren Geschmack – eine Uhr für Ihre Ansprüche – eine Uhr, wie sie Ihren Vorstellungen entspricht – die finden Sie im Uhrenspezialgeschäft mit der grössten Auswahl.

Chronometrie BEYER

seit 1760 zeitbestimmend

Bahnhofstrasse 31, Zürich, Telefon (051) 25 88 60

Von der Unmöglichkeit zu schweigen

Redend – in einem
jener Cafés
wo Zurückhaltung sicheres
Zeichen von Klugheit –

Reden über vieles
und nichts, das Einzige
wird verschwiegen.

Ich weiss genau:
Unmöglichkeit
zu schweigen ist bloss
Charakterchwäche.
Denn Schweigen vergisst
und Vergessen lehrt gut
das stumme Reden.

Weshalb nicht schweigen
vergessen und reden
klug sein und stumm
Charakter beweisen?

Hörte die Worte:
Sie zerstörten
die weise Stummheit:

»Vergesst uns.
Fragt nicht
nach unserer Jugend.
Lasst uns.«

(sprach ein Pole
bevor man
ihn erschoss)

Sah die Bilder:
Sie zerrissen
das blinde Schweigen:

Ein Zug Zerlumpter.
Bauern betteln
um Reis. Napalm
frass ihre Ernte.

(darunter stand:
»Der Krieg ist oft grausam
gegen Rebellen.«)

Ich roch den Rauch
des erstickenden Ghettos.
Mich würgt das Gift
in der Lunge des Vietcong.

Vietnam: Wort,
wund von Trauer
Elend Verbrechen
und Schmerz
– und ich habe verlernt
dabei
zu schweigen.

Mein Gegenüber
(in jenem Café,
ich sprach von Kriegsverbrechen)
brach das Gespräch
ab:
ich war ihm
ein Tor.

Volker Bornschier

Il momento della verità

Francesco Rosi ist kein Unbekannter; mit seinen Filmen »Salvatore Giuliano« und »Le mani sulla città« ist er in die erste Reihe der jungen italienischen Regisseure aufgetreten. In allen seinen Filmen geht Rosi das Thema von verschiedensten Seiten an, er untersucht sorgfältig die sozialen, politischen, religiösen Hintergründe seiner Gestalten, mischt Dokument mit Fiktion und erreicht so eine Wahrhaftigkeit und Aufrechterkeit, eine Dynamik und Spannung, wie wir sie heute kaum im Film finden.

Sein neuester Film, »Il momento della verità«, erzählt die Geschichte des jungen Spaniers Miguel, der aus der sozialen Misere, der Landschaft, in die Grossstadt und damit in neues Elend flüchtet und schliesslich in die Hinterhofschule eines alten Stierkämpfers gerät. Er erweist sich als gelehriger Schüler, springt eines Tages bei der Corrida über die Abschränkung, um die Manager auf sich aufmerksam zu machen, wird prompt entdeckt, hat die ersten Anfangserfolge und wird nun in einem pausenlosen, gnadenlosen Rennen von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf gehetzt, bis er schliesslich – erschöpft und des ganzen Treibens müde – eines Nachmittags in einer Dorfarena vom Stier getötet wird. Rosi's Film ist nicht ein »Film über den Stierkampf«, er beleuchtet vielmehr die Motive, die Hintergründe, die Miguel zum Stierkampf treiben; es ist ein Film über Spanien. Doch »Il momento della verità« wäre kein Film von Rosi, wenn diese Geschichte nicht in spannenden, hinreissenden Bildern erzählt wäre. Der Stierkampf wird zwar entlarvt als ein übles Geschäft einiger geldgieriger Manager, als einzige Möglichkeit für den armen Spanier, aus den untersten sozialen Kasten zum gefeierten Helden aufzusteigen, aber Rosi schildert dies alles so, dass wir die Faszination des Kampfes spüren.

Wenn nicht alles täuscht, werden wir diesen grossen, bedeutenden Film Rosi nicht zu sehen bekommen. Nach der Bundespolizei und den verschiedenen kantonalen Zensurstellen bemüht sich jetzt noch eine weitere Institution um das Geschehen in unsern Kinos – die Tierschutzvereine. Erbitterte Proteste hagelte es, als »Il momento della verità«, von der SADF unter Verleih genommen, in Genf anliege; der Film musste nach etwa zehn Tagen abgesetzt werden. Die deutschschweizerischen Verleiher nahmen den Film gar nicht erst in ihr Programm auf, sie befürchteten die Tierschutzvereine würden zum Boykott der Kinos aufrufen. Wir erkundigten uns daraufhin bei der »Interkantonalen Tierhilfe«, einer Organisation, die sich schon immer im Kampf gegen den Stierkampf als unerschrockener und uneigennütziger Matador hervortat. Wir erhielten daraufhin folgenden Brief, den wir im Wortlaut ohne jede Aenderung abdrucken:

Diessenhofen, den 15. 1. 1968

Sehr geehrte Redaktion

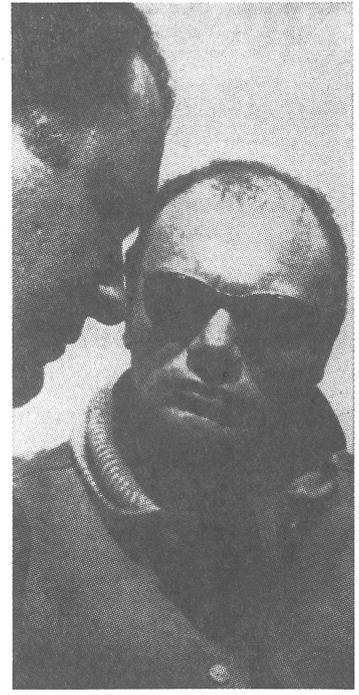
... Wenn die Katholiken leider meist dem Tier die Seele absprechen, ist das auch eine Ansichtssache. Wenn Sie aber überdeutlich aber so einigermassen zwischen den Zeilen Reklame machen für den Stierkampf womit Sie bezwecken wollen Interesse zu wecken für das katholische Land Spanien – dann rufen Sie die Tierschützer auf den Plan, wie Sie ja selber zugeben – aber eben auch indirekt. Wir haben seinerzeit den sog. »unblutigen Stierkampf« in Genf bekämpft nicht deswegen weil er blutig oder unblutig war, sondern prinzipiell. Wir haben uns – denn wir sind auch nicht von heute (wenn wir zugegebenermassen auch nicht an

Schlaueit an die heilige Kirche heranreichen) und haben uns genau erkundigt was nachher mit den jungen Stieren geschah und es war schrecklich wie man sich an unschuldigen Opfern rächte dafür dass die Stierkämpfe verboten wurden.

Übrigens – ein Stier wird nie Sieger er wird so lange gemartert falls er einmal dazukäme einem Matadoren mitzuspielen – bis er den Kürzern zieht. Auf den sog. »besiegten« Matador kommt sofort ein anderer bis das Tier erledigt ist. Wir haben schon so viele Kämpfe mit Spanien ausgefochten – und der Erfolg besteht einzig darin, dass uns jede Woche einmal eine spanische Zeitung die sich und ihr Land verherrlicht in den Kasten fliegt worauf die Prominenz des Vereins jeweils uns die Zeitungen schickt mit mehr oder weniger empörten Worten.

Es nützt nichts mit geschwollenen Worten die Sache des Stierkampfes als so quasi altes Kulturgut Spaniens schmuckhaft machen zu wollen oder gar unter der Maske der Ablehnung doch Propaganda zu machen. Ein Stierkampf ist nicht nur eine geschmacklose Barbarei sondern eine Feigheit ohnegleichen. Der »Held« hat zum Vorneherein alle Chancen für sich – ganz abgesehen davon – dass uns letzthin ein Delegierter der Tierschutzvereine bewies als er von seiner Erkundungsfahrt zurückkam – dass die Toreros sehr oft den Stieren die Hornspitzen abfeilen damit sie nicht sich wehren könntenwas den Tieren entsetzliche Schmerzen verursacht so wie etwa ein bloss gelegter Zahnnerv. Sie können selbstverständlich für sich Ansichten haben was für welche Sie wollen aber die über 80 000 eingeschriebenen Mitglieder der Schweizer Tierschutzvereine (neben Inoffiziellen) werden sich wehren mit aller Kraft gegen – wenn auch versteckte – Verherrlichung des Stierkampfes und heisse Ihr Film wie er wolle und habe ihn gedreht wer wolle. In diesem Sinne hochachtend

Interkantonal Tierhilfe



Francesco Rosi im Gespräch



Der Matador Miguel Mateo Miguélin, Hauptdarsteller in Francesco Rosi's Film.

Was ich an der Kunst nicht liebe? Die Kunst.
Nur dem rate ich zur künstlerischen Laufbahn,
dem es nicht um die Laufbahn, sondern um die Kunst geht.

Ueber die Sache, der man sich hingibt, sich vergessen, ist in der Moral und in der Kunst Voraussetzung, das Höchste zu erreichen. Auf der Jagd nach Erfolg kann man sich nicht vergessen. Lerne so einfach zu schreiben, dass dich der hinterste Bauernknecht versteht. Es darf nie an dir liegen, wenn er dich nicht versteht, sondern an seiner mangelnden Intelligenz.

Die moderne Kunst lebt von der Dankbarkeit des Publikums dafür, dass nicht alles, was ihm angeboten wird, scheusslich ist. Nun überträgt es – wie gesagt aus Dankbarkeit – den Einzelfall auf die moderne Kunst überhaupt und denkt: Kommt Zeit, kommt Rat.

Immer wieder erstaunt mich auf meiner Wanderung das Zusammenbestehen von Ordnung und Unordnung, ich meine, dass wir fähig sind, einen sinnvollen Satz zu schreiben, wo wir doch fortwährend von seinem Sinn abschweiften. Ohne diese Fähigkeit, die gewissen Geisteskranken abgeht, käme überhaupt nichts zustande.

Mir liegt nichts an Formvollendung in der Kunst, mir liegt nur daran, dass der Ausdruck des Künstlers so dicht wie möglich seinem Wesen anliegt. Im gescheiten Buch eines Protagonisten der modernen Musik fand ich immerhin den Satz (ich zitiere aus dem Gedächtnis): Der modernen Musik fehle die Notwendigkeit. Kann der Ausdruck eines Künstlers seinem Wesen eng anliegen, wenn die Notwendigkeit fehlt?

Kreuz und quer

Der heutige Tag brachte mir viele, fast zu viele Eindrücke der mannigfaltigsten Art. Gleichwohl will ich versuchen, die Wanderung durch meine Bewusstseinsräume fortzusetzen und aufzuschreiben, was ich aufgefassen habe. Aber meine Zerfahrenheit ist gross, und ihr entsprechend wird die

Hans Albrecht Moser

Erinnerungen eines Reaktionärs

Copyright by Artemis-Verlag

Sprunghaftigkeit meiner Aufzeichnungen. Ich bitte um Nachsicht.

Wird man alt, so muss man zusehen, wie von unsern Vertrauten einer nach dem andern geht. Sorge also immer für Auffrischung der Bestände deiner Freunde und Bekannten, sonst stehst du schliesslich allein da. Der Umgang mit Gestorbenen ersetzt nur kümmerlich den Umgang mit Lebenden.

Die Schwächen hochgestellter Personen, die uns mit ihrem Umgang beehren, finden in uns milde Richter. Eitelkeit macht nicht nur hart, auch mild! Ein Freund behauptet, die meisten Menschen stünden andauernd im Banne ihrer erotischen Vorstellungen. Die »meisten« dürfte übertrieben sein, ebenso »andauernd«. Aber ich zweifle nicht daran, dass die Mussestunden des Publikums von erotischen Vorstellungen in allen Abstufungen und Intensitäten ganz durchwirkt sind.

Der Schriftsteller hat in seinen Büchern sein Bestes gegeben. Sein Bestes hat aber der Mensch nicht immer präsent (oh, diese bildsinnigen Fremdwörter, aber: zu meiner Ehre sei es gesagt, ich schreibe sie nicht aus Wichtigkeit, sondern aus Faulheit). Darum, wenn du einen Schriftsteller verehrst, so meide eher seine Bekanntschaft, als dass du sie suchst. Deine Welt könnte um einen Gott ärmer werden.

Das Gleichmass des Alltags wäre entsetzlich, breiteten sich darüber nicht die Schwingen der

Phantasie. Man denke: Täglich sich waschen, sich rasieren, sich anziehen, täglich dieselben Geschäfte besorgen, mit denselben Menschen daselbe besprechen... bei allem nur gerade das tun, was man tut, ohne dass einen dabei die Phantasie entführt, ohne zu glauben, ohne zu hoffen, ohne zu lieben! Entsetzlich!

Ein Bach treibt viele Mühlen, der Geist treibt viele Gehirne.

Den Grund einer Depression zu kennen ist so wichtig wie den Schlupfwinkel eines Räubers. In beiden Fällen ist damit schon viel gewonnen.

Auf den Erniedrigungen, die wir in unserer Jugend erlitten, bauen wir unsere Persönlichkeit auf.

Nach dem Klavierabend. Der Beifall ist verklungen, der Saal ist dunkel und leer. Nur ein Flüstern war zu vernehmen. Es kam von den Klaviersaiten, die sich über die Misshandlung, die sie eben erfahren hatten, unterhielten.

Wer im Leben seinen eigenen Weg geht, wird viel kritisiert. Was macht der kluge Wanderer, dessen Weg durch viel Buschwerk geht? Er schiebt das Geäst, das ihm den Weg versperrt will, sanft auseinander.

Nur »langweilige« Tage regnen mich zum Schreiben an. Die Fülle von Eindrücken lähmt meine Phantasie.

Anfang des Sommers pflegen die Damen ihre Pelze zur Aufbewahrung einem Pelzgeschäft zu bringen. Vom Winterschlaf der Tiere, vom Sommerschlaf der Pelze.

Der Tagebuchsreiber. Wozu eine Idee? Die Idee bin ich.

Ich kann nicht leugnen, dass der Tod mancher Menschen mein Leben erleichtert hat. Man lebt eben nicht nur zur Freude anderer, man stirbt auch zur Freude anderer.

Ich liebe nicht Gesellschaften. Da wird jede individuelle Beziehung hineingezogen in eine mehr oder weniger offizielle Beziehungsform und kann hier nur in verdünnter oder gar verstümmelter Form bestehen. Die Verdünnung der Beziehung

zweier Menschen beginnt freilich schon, sobald ein Dritter hinzukommt.

Zählt man zusammen, was man sich im Laufe eines langen Lebens alles hat gefallen lassen müssen, so sagt man sich am Ende seines langen Lebens: Es war viel.

Am Tag wird die Zeit zerrissen, in der Nacht fügt sie sich wieder zusammen, nun kommt man zur Ruhe, nun kann man arbeiten.

Man kreist doch andauernd um das Unbekannte herum, das man eigentlich ist. Es ist einem dabei wie jemand, der sich auf ein Wort besinnt, das er vergessen hat.

In der Sommerfrische. Bei einem Fest hielt ein Ausländer, Angehöriger einer grossen Nation, eine Rede, hilflos und dumm. Die Einheimischen spendeten ihm aber reichlich Beifall. Ausländern, insbesondere Angehörigen einer grossen Nation gegenüber, sind die Einheimischen galant, die Fremdenindustrie steckt uns halt im Blut.

Ein Seufzer. Schon wieder ein Todesfall! Die Toten kommen in den Himmel, mich aber bringen sie an den Bettelstab.

Wie viele unnütze Besprechungen hatte man doch in seinem Leben, und mit wie viel gutem Mut ist man hingegangen! Zehnmal war es nichts, einmal eine Hoffnung. Und gleichwohl geht man immer wieder gutem Mutes hin. Ich finde, so ein tapferer Mann sollte mit dem Ehren doktor ausgezeichnet werden. Aber dazu brauchte es wieder Besprechungen?

Seine Rede war voll Anzüglichkeiten, und ich hatte alle Mühe, so zu tun, als verstünde ich sie nicht.

Ich betrachtete das stark vergrösserte Bild einer Spinne. Was für ein Ungeheuer! Aber was gilt nun: Das Bild des unbewaffneten Auges oder das Bild des bewaffneten Auges?

Frauen sehen es gern, wenn Männer unglücklich verheiratet sind, es gibt ihnen eine Chance. (Das ist selbstverständlich eine Übertreibung, aber durch Einschränkung des Gedankens wäre seine

Fortsetzung auf Seite 17

NEU:

Wir offerieren:

die erste



VARIANTSPITZE
0,1 mm nach VSM 10302
 im Röhrchen-Tuschefüller

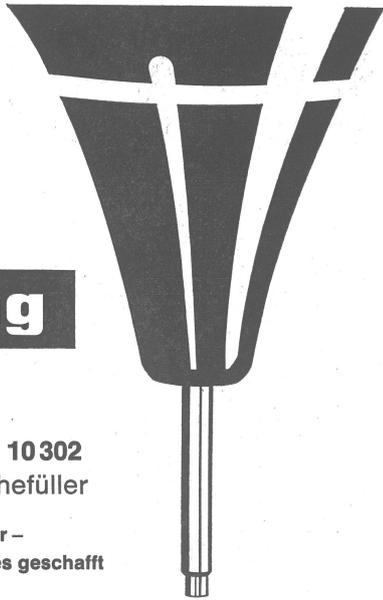
**Was bisher unmöglich war –
 wir haben es geschafft**

Mit der »rotring« 0,1 mm VARIANT bieten wir Ihnen den höchsten Grad der Feinheit im Röhrchen-Tuschefüller. Damit haben Sie im System VARIANT das vollständige Programm aller Liniendicken von 0,1 bis 1,2 mm nach VSM 10302.

Ebenso leicht und sauber wie mit unseren Tuschefüllern 0,2 bis 1,2 mm zeichnen Sie jetzt auch mit der Liniendicke 0,1 mm.

VARIANT-Zeichengeräte sind im Fachhandel einzeln oder in Sets zu 3, 4 und 8 Elementen erhältlich.

GENERALVERTRETUNG: **KAEGI AG**, Hermeschloostrasse 77, 8048 Zürich,
 Telefon (051) 62 52 11



MENSA? STUDENTENWOHNUNGEN?

Jede politische Partei weiss, dass diese Probleme dringend gelöst werden müssen.

Auch wir setzen uns entschieden dafür ein!

Daneben dürfen aber die grundsätzlichen politischen Fragen nicht ausser acht gelassen werden. Jedermann muss sich mit ihnen auseinandersetzen.

**Die Existenz des Bewährten wird heute durch
 die politischen Extreme bedroht.**

Darum wird überall dort, wo einseitige politische Kräfte an die Macht kommen, zuerst die breite, selbständig denkende Mitte mundtot gemacht und ausgeschaltet.

Damit solchen Gefahren in jedem Fall begegnet werden kann, müssen wir eine

starke Mittelstandspartei

schaffen, die sich für das Bewährte, Hergebrachte einsetzt und das Neue aufgeschlossen und verantwortungsbewusst damit verbindet.

Wer so denkt und eine solche Politik unterstützen will, wählt am 5./6. Februar in der Stadt Zürich



Liste 1

Sekretariat: Nüscherstr. 35, 8001 Zürich

Verhältnisblödsinn

In einer grossen Schweizer Stadt — Sie dürfen dreimal raten in welcher — geschah ein kleines Weihnachtswunder. Das Stadtparlament besann sich zwei Tage vor dem Christfest... auf's **Sparen!** Ausgerechnet an Weihnachten, wo sonst jedermann ans Schenken denkt. Aber, Spass beiseite, es war wirklich höchste Zeit dazu. Denn in dieser Stadt hat man sich in den letzten Jahren in jeder Beziehung der grössten Kelle bedient, die zum Geldausgeben überhaupt aufzutreiben war. Beim Bauen, bei den sog. Wohlfahrtsleistungen, beim Personal, konnte nichts teuer genug sein. Das ging solange, bis die Stadt, zum ersten Mal vor Jahresfrist, Steuererhöhungen dekretieren musste.

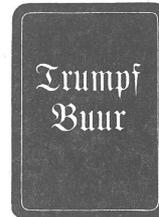
Für 1966 steht noch einmal eine Erhöhung des Steuerfusses bevor. Für alle Parteien bedeutet das im Hinblick auf die baldigen Wahlen eine harte Nuss. Um den Wähler trotzdem einermassen bei guter Laune zu erhalten, war also eine Spardemonstration fällig. Wer aber da glaubt, man habe durch entsprechende Beschlüsse die Verwaltung genötigt, ihre Hoch- und Tiefbauten etwas billiger und bescheidener auszuführen, sieht sich getäuscht. Noch viel weniger fand sich eine Mehrheit, die mit dem Personal ein ernstes Wort geredet hätte, um es zu einer soliden Haltung in Sachen

Teuerungsbekämpfung zu bewegen. Der Unfug dauert weiter, dass die Stadt mit Steuergeldern jedem Tramfahrer den Billettpreis ermässigt. Um den »eisernen Sparwillen« des Stadtparlamentes unter Beweis zu stellen, tat man dreierlei. Man verschob einige Ausgaben auf später, man reduzierte eine Reihe von Budgetposten, die mit ziemlicher Sicherheit in den Nachtragskrediten wieder auftauchen werden, und man hielt grosse Reden über ganz kleine Fische von einigen tausend Franken. Alles zusammen »verbesserte« das Budget um ca. 2 Millionen Franken.

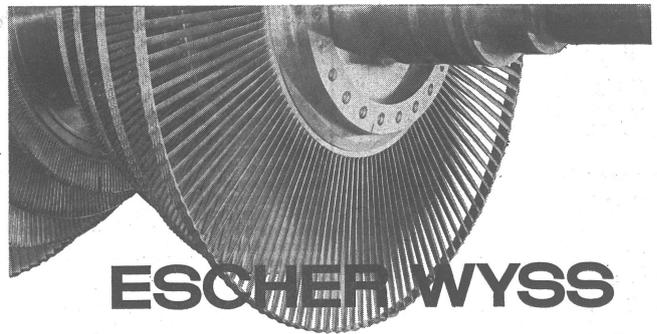
Die Mehrheit dieser »sparenden« Stadtparlamentarier ist schliesslich verantwortlich dafür, dass wiederholt Lohn erhöhungen mit **Rückwirkungskraft** bis zu einem

vollen Jahr beschlossen wurden. Rückwirkungen notabene, die es in der Privatwirtschaft nirgends gibt. Hätte man auf diese Rückwirkung nur teilweise verzichtet, wären Dutzende von Millionen einzusparen gewesen. Auch davon spricht niemand gern, dass die Stadt sich in das Abenteuer eines Monsterspitalbaues eingelassen hat, der droht, in zehn Jahren Bauzeit 200 Millionen zu verschlingen, ohne dass vorher auch nur ein Spitalbett zur Verfügung stünde. Wenn der 20stöckige Krankensilo dann endlich einmal stehen wird, riskieren die Kranken, nicht aufgenommen zu werden, weil niemand dafür garantieren kann, dass das erforderliche Personal zur Verfügung steht. Das sind nur zwei Beispiele unter vielen, bei denen ein wirklicher Sparwillen nennenswerte Erleichterungen gebracht hätte. Stattdessen reicht dieser höchstens dazu, da und dort, wo es ungefährlich ist, einige kleine Positionen um ein paar tausend Franken zu kürzen, dieweil die Schoskinder des VPOD sich weiterhin reichlich bedienen...

Es lohnt sich, diese Dinge klar zu sehen. Denn was hier von einer grossen Stadtgemeinde erzählt wird, ist charakteristisch für den Verhältnisblödsinn, an welchem die öffentliche Finanzgebarung weitherum im Lande leidet.



Aktion für freie Meinungsbildung, 8032 Zürich



Wir bauen als einzige Fabrik alle Turbomaschinen für sämtliche Arbeitsmedien, ausserdem Kältemaschinen und Kälteanlagen, Wärmepumpen, Verdampferanlagen, Industriezentrifugen und Zementmaschinen. Dem jungen Ingenieur erschliesst dieses weite Tätigkeitsgebiet viele interessante Möglichkeiten als Forscher, Konstrukteur, Betriebs- und Verkaufs-Ingenieur. Interessenten erhalten bereitwillig Auskunft.

ESCHER WYSS AG Zürich



SEITE DER WISSENSCHAFT

Namen und ihre Bedeutung

Eine ganz unerwartete Gliederung der Schweizer Landschaft ergibt sich für den, der Ortsnamen zu lesen weiss: Die Landschaft entdeckt sich als Geographie- oder Geschichtsbuch für Fortgeschrittene. In einem funktionalen Verhältnis zur geographischen Landschaft steht, nach eigenen Gesetzen, eine Art »Namenlandschaft«. Sie gibt dem Historiker die Möglichkeit, Licht in die dunkle Epoche zwischen Ende des weströmischen Kaiserreiches und der Neubesiedlung durch germanische Einwanderer zu bringen. Die Zeiten der Einwanderung, Besiedelung und späteren Landnahme treten in einer Plastizität und Klarheit hervor, dass eigentliche Namenlandschaftskarten erstellt werden können, die alle Stufen der Besiedelung erkennen lassen. Prof. Dr. Stefan Sonderegger ist Ordinarius für germanische Philologie in Zürich und hat sich auf Namenforschung in der Schweiz spezialisiert.

Vom Nameninteresse zur Namenkunde

Das Interesse an der Namenkunde unseres Landes geht bis ins Mittelalter zurück. Schon die Mönche des Klosters St. Gallen versuchten, den sie umgebenden Berg- und Flussnamen deutschen und vordedeutschen Ursprungs einen Sinn abzugewinnen. Mit Hilfe des Lateins ergaben sich symbolhaft-spekulative Deutungen, welche die Namen in das theozentrische Weltbild der Kirche einzubetten versuchten. Besondere namenkundliche Beschäftigung tritt uns sodann im Zeitalter des Humanismus entgegen. *Joachim von Watt*, genannt *Vadian*, hat einiges zur Erklärung altdeutscher Personen- und Ortsnamen beigetragen, und beim berühmtesten Schweizer Chronisten *Aegidius Tschudi*, finden wir ein waches namenkundliches Interesse. Die im 18. Jahrhundert einsetzende topographische Literatur mit ihren Landes-, Alp- und Bergbeschreibungen hat auch den Orts- und Flurnamen der Schweiz reiche Beachtung geschenkt. So bilden etwa des Zürcher Naturforschers *Johann Jakob Schaubert* »Beschreibung der Naturgeschichte des Schweizerlandes« (Zürich 1706-1708), *Johann Jacob Wagners* »Historia naturalis Helvetiae curiosa« (Zürich 1680), *Gottlieb Sigmund Gruners* »Eisgebirge des Schweizerlandes« (Bern 1760) und selbst *Hans Jakob Leus* »Allgemeines helvetisches, eydenössisches oder schweizerisches Lexicon« (Zürich 1747-1765) Marksteine in der Erfassung und ersten Erklärung unserer Namen. Die wissenschaftliche Namenforschung setzt im Zuge der Begründung der Sprachwissenschaft und Hand in Hand mit der Weiterentwicklung der geographischen Wissenschaften im 19. Jahrhundert ein. Mit der Erkenntnis, dass die Namenkunde der zur erklärenden Materie entsprechend eine Disziplin der Sprachwissenschaft sei, hat sich die Namenkunde mehr und mehr von einer geographischen Namenlehre, wie sie noch der Zürcher ETH-Professor *Johann Jakob Egli* (1825-1896) gelehrt hatte, zu einer sprachwissenschaftlichen Namenkunde entwickelt, die freilich versucht, über den linguistischen Befund hinaus die Verbindungen zu den verschiedensten Nachbarwissenschaften offenzuhalten und deren Ergebnisse für die Erklärung des Namen und ihrer Benennungsmotive heranzuziehen.

Einzelforschung – Gesamtforschung

Hatte sich die ältere Namenforschung der Schweiz vornehmlich mit einzelnen Namen oder einzelnen älteren Sprachschichten des Namengefüges befasst, so reiste im 20. Jahrhundert die Erkenntnis, dass nur auf dem Hintergrund vollständiger Namenssammlungen sichere Ergebnisse und ein fruchtbares Zusammenwirken mit andern Wissenschaftszweigen zu erreichen seien. Dem kam es zu grösseren Namenbüchern, zu kantonalen Namenssammlungen wie dem bahnbrechenden *Rätischen Namenbuch* von *Robert von Planta* und *Andrea Schorta* (Bd. I 1939, Bd. II 1964), der *Namensammlung des Kantons Bern* und der angrenzenden Gebiete (Forschungsstelle von Prof. Paul Zinsli, Universität Bern), der *Zürcher Ortsnamensammlung* (Prof. Bruno Bosch, jetzt an Universität Freiburg i. Br.), dem *Ortsnamenbuch des Landes Appenzel* (Bd. I, 1958 vom Verfasser), der *Ortsnamensammlung des Kantons St. Gallen* (im Zusammenwirken von Romanisten und Germanisten der Universität Zürich in Bearbeitung) und weiteren Sammlungen der Nordost-, der Inner- und der Südschweiz, die im Entstehen begriffen sind, ferner zur schweizerischen Mischkultur als grossen historischen *Namenbuch der deutschen Sprache bis 1200*. Eine Koordination dieser Forschungen auf Universitätsebene wird angestrebt. Solche Namenbücher sind keineswegs Selbstzweck. Sie bilden Grundlagenwerke sprachlicher Raumerfassung und siedlungsgeschichtlicher Erschliessung unseres Landes. Vor allem ist es seit dem Einsetzen vollständiger Namenssammlungen sofort zu einer engen Zusammenarbeit zwischen Sprach- und Geschichtsforschung gekommen. Neue Synthesen helfen Brücken über die im einzelnen sehr verzweigten Fachgebiete legen.

Wie entsteht ein Namenbuch?

Verschiedene Etappen sind hier zu unterscheiden. Einerseits geht es darum, sämtliche älteren historischen (urkundlichen), chronikalischen und geographisch-topographischen, unter Umständen literarischen Nennungen eines Orts- oder Geländenamens zu erfassen und in einer Kartothek zu sammeln. Namentzung kann ja nur stattfinden, wenn die älteren sprachlichen Formen, die wertvolle Hinweise auf das in den Namen eingegangene Wortmaterial geben können, gesammelt und gesichtet sind. So hat eine historisch-topographische Namensammlung eines Gebietes nach allen dafür in Frage kommenden Quellen zurückzuführen, in denen Namen irgend vorkommen: Von den ältesten Urkunden aus der Antike über die frühesten Urkunden zu den Urbarien, Zinsverzeichnissen und Zehntenplänen des Mittelalters, zu den Chroniken, Landesbeschreibungen und Rechtsquellen des Spätmittelalters und der Humanisten, zu den Akten und Abschieden, zur topographischen Literatur des

kann. Jetzt erst kann der Namenforscher an die Deutung gehen. Ältere und jüngere Belegformen müssen mit der heutigen Mundartform verglichen werden, der sprachliche Befund ist nach Wortinhalt und Schreibtradition zu deuten, mit den Geländegegebenheiten an Ort und Stelle zu vergleichen (sogenannte Realprobe), unter Umständen nach abweichenden Beeinflussungen aus der Namensachbarschaft zu überprüfen. Die Namen sind ja, wie die einzelnen Wörter unseres Wortschatzes, nicht Einzelgebilde, sondern müssen im Zusammenhang eines Namensfeldes oder einer ganzen Flur- oder Siedlungslandschaft gesehen werden. Wie wollte man beispielsweise erkennen, dass im Namen *Höri* (Endhöri, Nieder- und Oberhöri, Kt. Zürich) nicht dasselbe Wort wie in *Kirchhöri*, »-e steckt, sondern *Rain*, ahd. rein »ungeflügelter Ackerstreifen, Grenzstreifen, langgestreckter Abhang, wenn man nicht um die ältesten Belege 1149 *Hoerem* (Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich I Nr. 292), 1158 *Niederunthorein* (Nr. 312), 1159 in *villa Horein* (Nr. 314), 1233 *Hori* (Nr. 479) usw. wüsste? Oder es zeigt sich anhand der älteren Nennungen wie sich z. B. die Ortsnamen *Kreuzlingen* und *Münsterlingen* aus älterem *Critzelin* (Klostername, s. *Kreuzlein*, 1125 *Cruce-lin* usw.) und *Münsterlin* (Klostername, 1124 *Munsterlin*) in der Nachbarschaft der *thurgauischen -ingen*-Namen am Bodensee (*Fernthalen*, *Trüboltingen*, *Scherzingen*, *Güttingen*) zu unechten -ingen-Namen entwickelt haben. So gehören sie seit dem 12./13. Jahrhundert in dieses Namensfeld. Andererseits sind z. B. die Namen *Schüpfheim* (Entlebuch) und *Degersheim* (Kt. St. Gallen) spätere Kanzleientstellungen nach dem Muster der Namen auf -heim: die älteren Belege lauten 1150 *Schüpfen* usw. (zu schwed. *Schäfte*, -i »Uferverbauung, Stütze einer Brücke«) und spätmittelalterlich *Tägerschen* (wie *Tägerschen* im Kt. Thurgau zu ahd. *tegar* »gross« und *asca* »Esche«, *aschi* »Eschengelölz«); ihnen entsprechen die heutigen Mundartformen *Schüpfä* (mit Rundung) und *Tegerschä*.

Offt wird es vorkommen, dass ein Name verschieden gedeutet werden kann, und oft verbirgt sich der ursprüngliche Sinn von Namen, die in älteste Schicht zurückreichen, überhaupt ganz. Ist einmal das Feld der erklärenden Deutung abgesteckt, der mögliche Sinn eines Namens geklärt oder die sprachliche Schicht bestimmt, so kann die Auswertung in verschiedener Hinsicht erfolgen. Sprachgeschichte, Sachgeschichte, Naturgeschichte, Siedlungsgeschichte, Lokalgeschichte, Volkskunde und eine Reihe weiterer Wissenschaftszweige können Nutzen daraus ziehen oder ihrerseits die Deutung erhärten und vertiefen helfen.

17., 18. und 19. Jahrhunderts, über die ältesten Kartendarstellungen bis zur neuen Landeskarte der Schweiz und zu den Grundbuchplänen, über das helvetische Kataster zu den Kauf- und Pfandverschreibungen des 19. Jahrhunderts und bis zu den Ortsbüchern, ja selbst zu den Flurnamenprotokollen der Landvermesser. Jede Landschaft hat dabei ihre eigene Quellenlage. Am besten ist sie dort, wo man sich auf die Archivalien mittelalterlicher Klöster wie z. B. St. Gallen abstützen kann. Aus diesen historischen Quellen ergibt sich die Belegammlung für die Namen, sozusagen der historische Teil eines Ortsnamenbuches, der seinerseits wertvolle Rückschlüsse auf die Geschichte von Sprache und Mundarten zulässt. Andererseits sind alle heute noch lebenden Namen im Gelände durch Erhebungen von Ort zu Ort, von Gemeinde zu Gemeinde, ja oft von Hof zu Hof oder von Alp zu Alp, von Waldkomplex zu Waldkomplex, von Bergzug zu Bergzug zu vermitteln und in phonetischer Schrift, d. h. gemäss der Aussprache der unmittelbaren Anwohner, zu notieren. Dies aus zwei Gründen: Nur im Zusammenwirken von heutiger Mundartlautung und historischen Belegen oder älteren Schreibungen kann ein Name nach seinem Sprachinhalt sicher gedeutet werden; erst eine Namenhebung im Gelände bei verschiedenen Gewährsleuten verbürgt die Vollständigkeit einer Sammlung. Selbst auf den besten Karten und Plänen sind in der Regel nur zwischen 10 und 50 Prozent der im Gebrauch befindlichen Namen verzeichnet. Aber wie bei jeder wissenschaftlichen Arbeit geht es auch hier um eine vollständige Sammlung, auf deren Hintergrund erst ein tragfähiges Bild vom Namengefüge entworfen werden

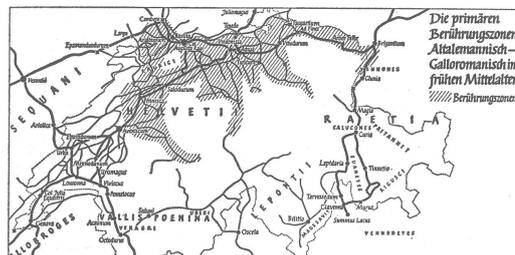
Die alten Sprach- und Namensschichten der Schweiz

Die sprachliche Situation der Schweiz entspricht ihrer Lage um die Mitte des Alpenmassivs, im Ursprungsgebiet der Ströme Rhein, Rhone, Tessin, umgeben von verschiedenen grossen Völkern und Sprachgruppen, die in ihren Ausläufern sozusagen noch in die Schweiz hineinragen. Die heutige Schweiz mit ihren vier offiziellen Landessprachen Deutsch, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch ist ein später Ausdruck komplizierter und vielfältiger Geschichte und Sprachgeschichte. Die heutigen Viersprachenverhältnisse sind nur ein Ausgleich, ein Ausglätten, aber auch ein Erstarren älterer historischer und sprachlicher Vielschichtigkeit, die wir kurz betrachten müssen, wenn wir die Sprach- und Volksgemeinschaft der heutigen Schweiz im Ubergangsbereich Deutsch/Romanisch überhaupt verstehen wollen.

Ob seit der Urzeit in der Südost-, Südwestschweiz und zum Teil in den Alpen vielleicht mit dem Volk der *Ligurer* zu rechnen ist, also mit jenem antiken Randvolk Oberitaliens, dessen Spu-

anderer Völker zusammen, besonders im Gebiet Graubündens, die Räter, die durch Romanisierung dann zu Volk der *Venetier* darf der beim antiken Geographen *Pomponius Mela* für den Bodensee überlieferte Name *lacus Venetus* »venetischer See« gelten.

Eine dritte Schicht bilden sodann die *Kelten*, worunter besonders die *Helvetier*, *Rauriker*, *Sequaner* und *Leponter* zu nennen sind. Sie begegnen seit der 2. Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. auf dem Bodensee und haben besonders in der Westschweiz und in den inneren Teilen unseres Landes Spuren in Namen hinterlassen, z. B. die -*dänum*-Orte, zu gallich -*dānon* »befestig-



Karte 1

te Burg, Stadt« etc. in Nyon aus *Noviodunum*; *Neuchâtel*, älter *Noviodunum*; *Yverdon* aus *Eburodunum*; ferner in vielen einzelnen Namen. Eine vierte Volksgruppe bilden die *Etrusker*, wovon versprengte Teile in den rätischen Alpen und im Tirol durch archaische Funde seit 400 v. Chr. gesichert sind. Ob allerdings im Namenmaterial der Schweiz, besonders Graubündens, etruskische Elemente vorhanden sind, muss vorderhand fraglich bleiben. Als etruskisch wird zum Beispiel das Suffix -*enna* in den italienischen Namen *Ravenna*, *Chiavenna*, älter *Clavenna* bezeichnet.

Als fünfte Gruppe begegnen seit dem 1. J. v. Chr. bekanntlich die *Römer* auf dem Boden der heutigen Schweiz. Sie haben neben technischen und militärischen Anlagen auch Namen hinterlassen, zum Beispiel *Pfyn* im Wallis und Thurgau aus *ad fines*; *August*, älter *Augusta* (*Raurica*) bei Basel; *Koblern* im Aargau aus *Confluentia* »Zusammenfluss der Aare und des Rheins»; *Kempratzen* im Kanton Zürich aus *centum prata* »hundert Felder« usw. Mit den Römern beginnt die Romanisierung des Landes, deren Resultaten schliesslich die französische, italienische und rätoromanische

Schweiz sind. Die heutigen drei romanischen Sprachen der Schweiz, Französisch, Italienisch und Rätoromanisch, erwachsen aus der Dreiteilung der älteren Romania, soweit sie ins Alpengebiet hineinragt: Frankoprovenzalisch im Südwesten, Alpin-Lombardisch um das Gotthardmassiv und südlich davon, Rätoromanisch in den Alpen Graubündens und ostwärts davon, wo diese Randsprache ihre Fortsetzung im Ladinischen der Ostalpen findet.

Zeugen einer *galloromanischen Mischkultur*, d. h. einer Sprachschicht, wo Keltisches durch Romanisches überlagert worden ist, sind die aus Personennamen -*acus*, *acum* gebildeten Ortsnamen von Typus *Pully* (*fundus Pulliacus*), *Wichtrich* (*fundus Victoriacus*), *Sirnach* (*fundus Sereniacus*). Sie erstrecken sich über die alte Siedlungszone der galloromanischen Schweiz der ersten nachchristlichen Jahrhunderte vom Genèfersee bis in den Kanton Zürich und (vereinzelt) Thurgau und bis an den Rand der Innerschweiz. Ueberrassende Identitäten ergeben sich in diesem voralemanischen Rahmen durch die Gleichungen *Pully* = *Bilach* (*fundus Pulliacus*), *Cossonay* = *Küfsjnacht* (*fundus Cossiniacus*), galloromanische Namen, die sich aus derselben Grundlage je nach der späteren Weiterentwicklung im Französischen oder ihrer Übernahme ins Deutsche ganz verschieden entwickelt haben. Solche Namengleichungen zeigt die Schweiz noch mehrere, gerade auch in Flussnamen. B. *Albula* GR / *Aubonne* VD, älter *Albona*, beide zum Stamm indogermanisch *alb-*, »weiss«; dazu vielleicht auch *Ilfis*, Flussname im Entlebuch.

Oft haben alte Volksstämme direkte Namensuren in Landschaftsbezeichnungen hinterlassen: die keltischen *Leponter* im Namen der *Leventina* und des *Lugnez* (rätoroman. *Luemezia*); andere Kelten, die sog. *Pritani* im Namen *Prättigau*, älter *Pertennis*, rätoroman. *Partenz*, *Portenza*, in der deutschen Bezeichnung sekundärer Anlehnung an -*gau* seit dem 14. J.; die keltischen *Rauraci* im antiken Namen *Augusta Raurica* (Augst BL) im *Rauracherland*.

Mit diesen fünf Schichten ist erst die sprachliche Lage der Schweiz im Altertum umrissen. Wenn wir uns dem Mittelalter zuwenden, auf dessen Verhältnisse die sprachliche Lage der heutigen Schweiz letztlich zurückgeht, müssen wir folgendes festhalten: Sprachschichten, die gesehen werden bis zum Mittelalter des heutigen schweizerischen Gebietes mit zwei Voraussetzungen:

1. Der weitgehenden *Romanisierung* der älteren Sprachschichten des Keltischen, Illyrischen usw. seit der Römerherrschaft und römischen Durchdringung vom 1. J. v. Chr. an. Dieser Romanisierung sind auch Spuren der voralemanischen oder nichtalemanischen Germanen auf dem Boden der Schweiz sehr früh und rasch anheimgefallen: in der Schweiz des Mittelalters sind demnach seit dem 5. J. n. Chr. zu rechnen ist; die vereinzelt Spuren von Ostgoten im Raum der östlichen Alpenpässe im 4. und 5. Jh. und von Langobarden in der Südschweiz im 5. und 6. Jh. Damit sei noch einmal betont: Die Schweiz zeigt vor der alemannischen Besiedelung und sie ausgenommen beim Beginn des Mittelalters ein im wesentlichen romanisches Gepräge, in dessen Schicht Vorromanisches und einzelnes Germanisches, besonders die Schicht des Burgundischen in der Westschweiz, hineinragt.

2. Die zweite Voraussetzung der Sprachverhältnisse des Mittelalters im Gebiet der Schweiz ist die *Einwanderung der Alemannen* seit der 2. Hälfte des 5. Jh. von Norden her über den Rhein. Im langsamen Eindringen der Alemannen nach Süden und Südwesten, in ihrem etappenweisen Vordringen in bereits besiedelte oder noch unbesiedelte Regionen lässt sich Wesentliches zur Geschichte der Sprachgrenzen im Mittelalter und selbst darüber hinaus bis in die Neuzeit ablesen. Mit dem Mittelalter beginnt jene fruchtbare, gegenseitig ebenso empfangende wie gebende Auseinandersetzung Germanisch/Romanisch, welche nachgerade durch die Struktur der heutigen Schweiz als germanisch-romanische Durchdringungszonen im Alpenraum bestimmt (Karte 1).

So ist das Eigenartige der sprachlichen Uebergangslage der Schweiz im Spannungsfeld Germanisch/Romanisch eigentlich so zu verstehen: über viele ältere Schichten keltischer, illyrischer, rätischer, burgundischer und vereinzelter anderer Kulturen legte sich im Verlauf der nachchristlichen Jahrhunderte das Römisch-Romanische. In diesem Römisch-Romanischen lagerte sich germanisch-romanische Schichten frühe romanisierter germanischer Schichten darüber ab, die sich schrittweise seit etwa 1500 Jahren das Alemannisch-Deutsche im Zuge einer fortschreitenden Siedlerbewegung von Norden über den Rhein zu den Alpen, ja stellenweise weit über den Alpenraum hinaus; das Alemannische, das in seiner südalemannischen Ausformung zum Schweizerdeutschen und zur verbreitetsten Sprache der Schweiz geworden ist.

Nur auf dem Hintergrund dieser eben geschilderten älteren Sprach- und Volksverhältnisse wird der Eindruck verständlich, den jeder von Norden her in die Schweiz einreisende Besucher empfangen muss:

Es mehren sich die Ortsnamen, die man nicht mehr versteht, weil sie in Schichten zurückreichen, die uns sprachlich nicht mehr geläufig sind. Kaum eine grössere Stadt der Schweiz trägt einen ursprünglich deutschen Namen: Basel, Zürich, Winterthur, Solothurn, Olten, Luzern, Chur, Thun, Schwyz, Glarus, Brig, sie alle sind entweder keltisch, illyrisch oder romanisch. Und auch die grossen Flüsse tragen durchwegs vordeutsche Namen der gleichen Sprachschichten: Rhein, Aare, Thur, Sihl, Plessur, Tamina, Rhone oder Rotten, Emme, Saane, Sense und wie sie alle heissen. Ein ebenso schlagendes wie typisches Beispiel für die verschiedenen alten Sprachschichten auf dem Boden der heutigen Schweiz stellt schliesslich der Landesname *Schweiz* selbst dar: Ein vermutlich keltischer Name (*Alpes*) *suetidas* mit unsicherer Deutung ist durch romanische Vermittlung *Suedas* (mit der typischen romanischen Erweichung des inlautenden -t-) etwa im 8. Jh. von den deutschsprechenden Alemannen auf *Schweiz* um-

MIGROS

Die Zeitung in der Zeitung

28. Januar 1966

Wir zitieren aus dem »Wir Brückenbauern«

Fast 2 Milliarden

»Die rasche, umfassende Information der Presse durch die Geschäftsleitung des MGB über die Betriebsfähigkeit muss als Vorbild für Unternehmerpublizität bezeichnet werden.«

Dieser Satz ist nicht irgendein erfreuliches kleines Echo auf die Pressekonferenz des Migros-Genossenschaftsbundes vom Mittwoch der vergangenen Woche im Zürcher Zunfthaus »zur Meisen«. Mit ihm schliesst der Sachbearbeiter der »Neuen Zürcher Zeitung« im Handelsteil dieses Blattes seine Berichterstattung von der – bereits Tradition gewordenen – Presseorientierung von seiten der Migros-Gemeinschaft über das abgelaufene Geschäftsjahr. Nichts könnte wohl eindrücklicher die wachsende Anteilnahme der Presse

– und damit der schweizerischen Öffentlichkeit – an der Migros dokumentieren.

Die diesjährige, von einer grossen Zahl schweizerischer Journalisten besetzte Pressekonferenz stand unter dem besonderen Zeichen des kürzlich zu Ende gegangenen Jubiläumsjahres »20 Jahre Jung«. Sie war eingebaut in das reichbefruchtete Programm der dritten und letzten Pressefahrt-Etappe durch sämtliche Migros-Betriebe.

12,4 Prozent Umsatz-Zunahme

Sechs von insgesamt sieben Delegationsmitgliedern des Migros-Genossenschaftsbundes standen den Pressevertretern diesmal Red und Antwort: Nationalrat Rudolf Suter (Präsident), Friedrich Dübendorfer, Pierre Arnold, Jean Arnet, Albin Heimann und Walter Urech.

Als Basis des recht lebhaften »Kreuzverhörs« durch die Journalisten dienten die Zahlen des verflorenen Geschäftsjahres. Die Detailverkaufsumsätze ergaben im Jahr 1965 eine Zunahme um 214,2 Millionen Franken (im Vorjahr 205,9 Millionen), in Prozenten 12,4 gegenüber 13,7 des Vorjahres. Die totale Umsatzziffer für 1965 lautet 1266,5 Millionen gegenüber 1172,3 Millionen im Vorjahr. Damit rücken die Migros-Umsätze bereits hart an die »Zweimilliarden-Marke« heran. Interessant zu wissen ist noch, dass die Umsätze des gesamten schweizerischen Detailhandels in der gleichen Zeitspanne um 8 Prozent zugenommen haben.

Dabei muss einschränkend bemerkt werden, dass im obgenannten Umsatz die Verkaufsziffern angeschlossener Unternehmungen wie Hotelplan, Secura, Migrol-Genossenschaft und Migros-Bank nicht enthalten sind. Auch der Ex-Libris-Umsatz – total 20,5 Millionen Franken – ist nur mit jenen 14 Prozent am Migros-Umsatz beteiligt, die aus den Verkäufen in Migros-Läden resultieren.

758 000 Genossenschafter

Der Zuwachsrate an der »Verkaufsfront« entspricht eine solche der Migros-Genossenschafter. Ihre Zahl stieg im Berichtsjahr um 48 188 oder 6,8 Prozent von 710 766 auf 758 954 Mitglieder an. Die Zuwachszahlen der einzelnen Genossenschaften zeigen, dass im grossen ganzen der Zuwachs bei den kleineren Genossenschaften – beispielsweise Migros Wallis mit 14,7 Prozent – stärker ist als bei den grossen wie Zürich mit 8,7 Prozent.

Tendenz zum Migros-Markt

Dem Bevölkerungszuwachs und den neuen Einkaufsgewohnheiten entspricht der auch im letzten Geschäftsjahr anhaltende Trend zur Selbstbedienung unter gleichzeitiger Ausweitung des Verkaufsraumes. Bereits sind von den total 144 Verkaufswagen deren 89 auf Selbstbedienung eingerichtet. Die Zahl der Migros-Fillialen wuchs um zehn, d. h. von 433 auf 443. Nur noch deren 5 sind Bedienungsläden, 235 sind Selbstbedienungs-, 132 Kombiläden, und bereits 71 sind Migros-Märkte. Dazu kommen noch 3 Verkaufsläden für Radio-Television, 8 Do-it-yourself-Geschäfte, 2 Läden nur mit Gebrauchsartikeln, 1 Kleiderladen

und eine separate Imbissecke. Wie beliebt gerade diese Imbissecken sind, zeigt ihre Zunahme von 67 auf 76.

Die Urabstimmung

»Welche bei der Migros erhältlichen Artikel kaufen Sie nicht bei uns und warum nicht?« So lautete die zweite Frage anlässlich der letzten Urabstimmung an unsere Genossenschafter. Friedrich Dübendorfer setzte sich mit den Resultaten dieser Befragung auseinander. Es sind demzufolge immerhin 76 000 Antworten eingetroffen. Die Hauptkritik richtete sich gegen die schwankende Qualität bei Teigwaren, Brot und Frischartikeln sowie gegen die Grösse der Packungen, die Qualität von Schokolade und Toilettenartikeln. Dabei erfährt man von sehr gegensätzlichen Kundenwünschen – den einen ist beispielsweise die Schokolade zu süss, den andern zu wenig süss usw. –, so dass es wirklich schwer ist, alle Wünsche zu berücksichtigen. Die Geschäftsleitung versucht, die vielen Wünsche nach Möglichkeit zu erfüllen. Wichtig ist der Kontakt mit der Kundschaft, der gerade durch solche Befragungen wesentlich intensiver gestaltet werden kann.

Einzelne Posten

Bei den Produktionsbetrieben weist die Eigenproduktion ein Volumen von 190 000 Tonnen auf, was einem Wert von 460 Millionen Franken entspricht. Nationalrat Rudolf Suter weist darauf hin, dass dem weiteren Ausbau der Produktionsbetriebe in nächster Zeit grosse Aufmerksamkeit zukomme, da es gelte, die Eigenproduktion dem gewachsenen Verteilungsapparat anzupassen.

Ausgezeichnet hat die Schlachtgeflügelmast durch die Optimal S. A. in Lausanne gearbeitet. Ende Berichtsjahr waren 179 Masthallen mit je 4000 Küken bei verschiedenen Bauern in Betrieb. Die Produktion kam auf 6 Millionen Kilo Schlachtgewicht, was einem Zuwachs von 40,7 Prozent gegenüber dem Vorjahr bedeutet. Die neu ins Sortiment aufgenommenen Geflügelteile verzeichnen bereits 20 Prozent der Optimal-Verkäufe, erfreuen sich also grosser Beliebtheit. In diesem Zusammenhang erinnerte Pierre Arnold an die Anfangsschwierigkeiten, die aber nunmehr überwunden sind.

Für die Secura liegen zwar noch keine Abschlusszahlen vor, aber im vergangenen Jahr wurden immerhin etwa 3300 neue Motorfahrzeug-Multirisik-Policen abgeschlossen.

Die Migrol-Genossenschaft kann eine Erhöhung des Mengenumsatzes um 15 Prozent ausweisen. In diesem Zusammenhang kam Jean Arnet auf die Raffineries du Rhône zu sprechen. Die Migros habe ein Interesse daran, wenn diese Raffinerie in schweizerischem Besitz bleibe, doch gedanke sie sich daran nicht finanziell, sondern durch Abnahme der Produkte zu beteiligen.

Der Umsatzrückgang beim Hotelplan um 7,5 Prozent muss eindeutig auf die Auflösung der Verträge mit dem deutschen Versandhaus Neckermann zurückgeführt werden, das nun nicht mehr über den Hotelplan buche, sondern seine Ferienreisen selbst durchführe. Immerhin besitzt der Hotelplan heute 43 eigene Reisebüros in 13 Ländern.

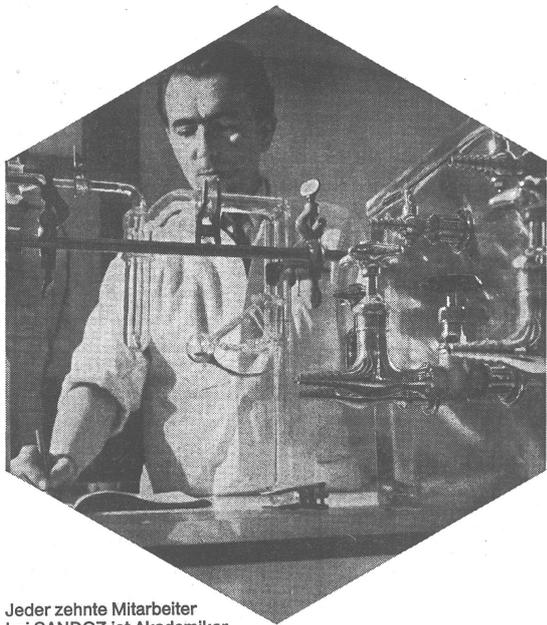
Der AG Einkaufszentrum Glatt-Zürich bleibt gegenwärtig nichts anderes übrig, als zusammen mit den künftigen Partnern an diesem Shopping Center auf die Baubewilligung seitens der Gemeinde Wallisellen zu warten.

Verschiedene Fragen

Das Fragerecht wurde während der Ausführungen und vor allem am Schluss derselben rege in Anspruch genommen. Auf die Frage des Wirtschaftsredaktors des »Tages-Anzeigers«, ob bei Kapitalerhöhungen der Migros-Bank die Ausgabe von Publikumsaktien in Frage käme, antwortete Walter Urech, man habe bei der letzten Erhöhung bewusst davon abgesehen. Andererseits verumögliche die strenge Quotenregelung des Kreditbusses der Migros-Bank, ihre überschüssigen Spargelder in der Migros anzulegen.

Eine andere Frage betraf den Bau eines Verwaltungshochhauses am Limmatplatz. Auch ihm stehen, wie Albin Heimann erläutert, konjunktopolitische Erwägungen entgegen. Vorläufig werde das alte Gebäude der Migros Zürich abgerissen und das bisherige Verwaltungsgebäude des MGB umgebaut. Ein Neubau der angeedeuteten Art müsse den Gestaltungsplänen für den Limmatplatz angepasst werden. R. H.

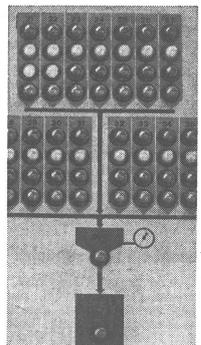
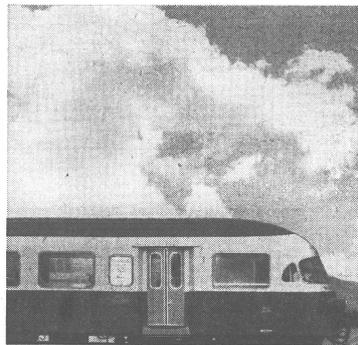
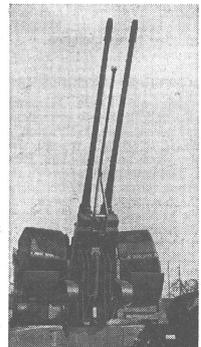
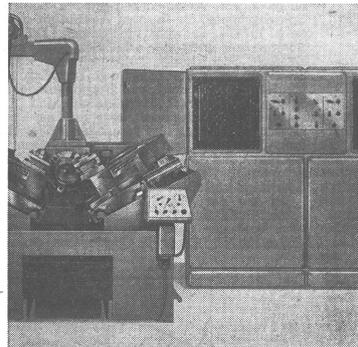
SANDOZ



Jeder zehnte Mitarbeiter bei SANDOZ ist Akademiker. Das sind allein in Basel 550 Absolventen aller Fakultäten. Denn SANDOZ Basel ist nicht nur das Stammhaus von über 40 Tochtergesellschaften, sondern auch Verwaltungs-, Planungs- und, vor allem, Forschungszentrum des weltweiten SANDOZ-Konzerns.



Ohne intensive und grosszügig dotierte Forschung ist kein Fortschritt möglich. Und Forschung braucht Nachwuchs. Industrielle Chemie ist angewandte Wissenschaft. SANDOZ AG Basel



Werkzeugmaschinenfabrik Oerlikon Bührle & Co. Zürich-Oerlikon/Schweiz

Werkzeugmaschinen für die Metallbearbeitung

Infanterie- und Fliegerabwehrgeschütze 5 u. 8 cm Pulverraketen

Telefon 051/463610

Druckluft-Bremsen für Eisenbahnfahrzeuge

Kommandopulte zur Steuerung von Mischprozessen und Fabrikationsvorgängen

THEATER

Heimtückischer Dürrenmatt

Misstrauisch war ich von Anfang an. Ich wollte nicht hereinlegen lassen. Dürrenmatt liebt den Schock und die Gags viel zu sehr, als dass er es sich hätte entgehen lassen, sein Publikum an der Nase herumzuführen. Es gelang ihm ja auch, wenigstens zum Teil: einige fanden sein neuestes Stück schlecht und piffen. Heimtückischer Dürrenmatt, verkauft als schwarzes Cabaret, was Tiefes bedeutet und es auch ist. Zugegeben, es war nicht immer einfach, das im Blick zu behalten, Dürrenmatt stand ja selber davor: Der zynische Dichter und Kraftsmensch Schwitter, der Arzt und Karrieremacher Schlatter, die Abortfrau und Managerin – erinnerten sie nicht alle an die »typischen« Dürrenmattfiguren, die man nachgerade zu kennen glaubt, an die »Alte Dame«, die Irrenärztin in den »Physikern«, an Alfredo Traps, den cleveren Geschäftsmann der »Famne«, an Korbes, den mordenden Dichter... nichts Neues also unter der Sonne? – Dürrenmatt ein Epigone seiner selbst? Doch kaum beginnt man eingehender in seinem Dürrenmatt-Gedächtnis herumzustöbern, kommen auch die theoretischen Schriften des »was verwirrt Naturburschen mit mangelndem Formwille« (als der er zuerst gern gelten will) in den Sinn: Sein Vorsatz zuerst, sich beharrlich zu weigern, das Ei, das er gelegt habe, auszubrüten (ein Geschäft, das er lieber den Kritikern überlässt). Dann seine Überzeugung, dass der Gegenwart nur noch mit der Komödie beizukommen sei, da die Tragödie heute unweigerlich lächerlich wirkt. Und, ich kann nichts dafür, da begegnet einem beim Entstauben in der schon etwas verloterten Dürrenmatt-Zitatenkammer ganz unvermutet ein Satz Hofmannsthal: »Das Tiefe muss man verstecken. Wo? An der Oberfläche.« – So zufällig, überlegt man, ist der Satz nun doch auch wieder nicht gekommen, denn das Paradoxe seiner Formulierung weist auf das Paradoxe des Stücks auf diese Komödie, die eine ist, weil ihr »Held« am Schluss durchaus noch lebt, wobei gerade dies seine Tragödie ist. Man wird aufmerksamer, gespannter. – Im Paradoxen klafft Gegensätzliches auseinander, indem es zusammengehört: Spannung. Man entdeckt, dass das Paradoxe in diesem »Meteor« in einem ungeheuer gespannten Ereignis Gestalt gewinnt. Die Situation, das Ereignis ist

das unvergängliche Jetzt des Vergehens: einer stirbt ewig, ohne je tot zu sein und unwiderruflich zu verwesen. Ein Mann ist zeitlos. Dagegen steht die Zeitlichkeit der andern, sie sterben um ihn, an ihm. Sie halten die Spannung nicht aus. Ein Abrund reißt auf im Schwank um den modernen Lazarus. »Das Tiefe muss man verstecken...« Das Spiel der Gedanken, das uns so unvermittelt an diesen Absturz geführt, mag zufällig sein, aber was teilt denn eigentlich zu, was zu-fällt? Ist es nicht das Stück selber? Man stellt sich in seine Spannung und ist sogleich gefangen. Alle Längeweile verschwindet und alle Erinnerung an einen schon bekannten Dürrenmatt.

Der Zufall trifft Schwitter und lässt ihn nicht tot sein. Wem fällt dieser Zufall zu? Kein Zweifel und trotz allem: einem Dichter. Dürrenmatt erklärt selber, wie ihm der »Meteor« eingefallen. Er sah hinter der Bühne stehend, einen Schauspieler, der im Stück gestorben, wieder lebendig sich erheben, kaum dass der Vorhang gefallen. Weshalb sollte die Auferstehung nicht einmal auf offener Bühne geschehen können? – Der Einfall Dürrenmatts zeigt auf die Möglichkeiten des Dichters: Wirklichkeit als Illusion und Illusion als Wirklichkeit zu verwirklichen; der Dichter bringt die Gegensätze zusammen.

Im Stück heisst dieser Gegensatz Leben und Kunst, ist Auguste, das schöne Modell mit den goldenen Schenkel, dem goldenen Bauch und goldenen Brüsten und Hugo Nyffenschwander, der unglückliche Maler und seine Leidenschaft, das Leben abzubilden, wie es ist. Wo der Gegensatz ineins kommt, da steht Schwitter, der Moralist aus Nihilismus heraus, oder letzte Verzweifelte, wie ihn der Starkritiker beschreibt, der nie verzweifelt gewesen sei, wie der Verleger Koppe meint, wenn man ihm sein Kotelett vor die Nase setzte und einen guten Tropfen & Schwitter, der nie lebte, der sein Leben selber nicht mehr aushielt: »Ich dachte beim Essen einem Auftritt nach und beim Beischlaf einem Aag.« Und alle haben sie recht, bezeichnen je den Ort, wo Schwitter steht, ohne ihn zu nennen: Schwitter, der Dichter, ist selber die Spannung von Leben und Kunst, Möglichkeit und Wirklichkeit, Existieren und Entwerfen. Deshalb fällt ihm

zu, ewig sterben zu müssen, nicht ewig leben, nicht tot sein, immer sterben: die »die ewige Schrecksekunde« auszuhalten im Uebergang vom Leben ins Endgültige des Todes – oder eines neuen, erlösten Lebens. Ewig sterben, das heisst, immer über sich selber hinaus kommen, ohne sich je hinter sich lassen zu können. So lebt Schwitter, der Dichter; sein Leben wird sein Sterben, sein Sterben sein Leben. Er selbst erfährt dies erst am Schluss: im Tod der Frau Nomsen, der Kupplerin und erfolgreichen Geschäftsfrau, der Wärterin der blaugekachelten Unterwelt. Mit ihr glaubt Schwitter ein Gespräch führen zu können, zum erstenmal, sie scheint ihm begreiflich, denn »Sie verkauften Fleisch für Geld, ein ehrliches Geschäft. Ich beneide Sie, Frau Nomsen, Sie gaben sich mit Hurerei ab, ich bloss mit Literatur. Gewiss, ich gab mir Mühe, anständig zu bleiben. Ich schrieb, um Geld zu verdienen.« Und später: »Es kamen die Schmerzen, es kamen die Spritzen, es kam das Messer. Es kam die Erkenntnis, das Wissen. Es gab keine Flucht mehr in die Fantasie... Es gab nichts als meinen alten, fetten, brandigen Leib.« Und schliesslich: »Ich fürchtete auf einmal den

sie betreibe das selbe Geschäft wie er, konnte sterben. Er sieht sich selber ein: Seine Wirklichkeit ist nicht Geschäft, bleibt dennoch Dichten, was heisst: ewig sterben, immer wieder über sich hinauskommen, ohne sich zu übersteigen, und das bedeutet, da ihm Sterben das Leben ist: ewig leben.

Schwitter: der Dichter

Was dichtet Schwitter? Wir nannten ihn in der Spannung stehend, die Spannung selbst von Wirklichkeit und Möglichkeit, Existieren und Entwerfen, Gesetz und Freiheit. So fällt ihm zu, ewig sterben, leben zu müssen: Unsterblichkeit und Sterben fallen zusammen. Unsterblichkeit? – Ist das nicht die alte Deutung dichterischen Lebens als einer Selbsterlösung? – Ewiges Sterben, Leben im Tod? – Ist das nicht die Deutung des Menschen als einer Wirklichkeit, die erst im Tod sich findet und dann – vielleicht – erlöst wird? Unsterblichkeit und Sterben sei für Schwitter dasselbe: Schwitter dichtet in seinem ungeheuerlichen Leben den Menschen das Wesen in der Spannung, das paradoxe Wesen zwischen Freiheit und Gesetz, Leben und Tod.

Schwitter: ein Gleichnis

In der letzten Szene des Stücks, einer Szene, die ergreifen kann wie selten eine des Theaters wird dieses Gleichnis offenbar. Die Szene steht am Ende einer Steigerung der Gestalt Wolfgang Schwitters zur beispielhaften Figur. Der Weg der Steigerung wird deutlich an denen, die ihm begegnen, »in das Sterben geraten«, – zufällig. Wieder ist zu fragen, weshalb ihnen, dem Pfarrer, dem grossen Muheim, Olga und Nyffenschwander und endlich Frau Nomsen zu-fällt, Schwitter zu begegnen. Die Antworten könnten die Steigerung erkennen und den Egoismus des »Todesrasenden« auf dem Grund des Gleichnisses lesen. Doch dies führt hier zu weit. (Mein Beitrag zu unserer Kontroverse will ja eigentlich nur sagen, was mich unmittelbar ergreifend und den »Meteor« applaudieren liess.)

Die Schlusszene: Die Spannung zerreisst in einen Riss. Schwitter im Totenhemd und die Heilsarmee, ein grotesker Gegensatz, in der Tat: Schwitter, der als sich selber, in seinem ewigen Sterben, den absurden Menschen dichtet, gefriert von einem glücklichen Glauben als sichtbarer Beweis der Liebe eines göttigen Gottes! Erlösung, das ist das Wort für den Riss, der hier aufklafft. Schwitter verlangt mit seinem »Wann krepriere ich denn endlich« nichts als Erlösung, als deren Pfand er den Gläubigen dasteht, im Hemd, elend und lächerlich, in einer Aufsteckungspose, die nichts von östlicher Hoffnung anhen lässt, in seiner Verzweiflung gross: ein Gleichnis, absurd, grandios, tief und komisch.

»Das Tiefe muss man verstecken. Wo? An der Oberfläche.«
Georg Kohler

Die Zitate aus dem »Meteor« sind einer Aufzeichnung der Radiosendung vom Sonntag, den 23. Januar entnommen.



Vom Arche-Verlag wurde uns freundlicherweise die Titelvinette zur bald erscheinenden Buchausgabe des »Meteor« zur Verfügung gestellt.

Tod nicht mehr, Frau Nomsen – Und Frau Nomsen ist längst tot. Und Schwitter lebt, noch immer. Er beginnt sein Leben zu fürchten. Entsetzt versteckt er die Leiche hinter der Spanischen Wand. Entsetzt vergräbt er den Kopf in den Kissens seines Totenbets. Er hat begriffen: Sein Sterben ist sein Leben. Der Tod, den er nicht mehr fürchtet, weil er Erlösung von diesem Leben bringen sollte, bleibt ihm versagt. Und nur er ist verdammt, denn auch die ehrliche Kupplerin, von der er annahm,

heutigen deutschen Schweiz neben der Schriftform des Deutschen. Die neuhochdeutsche Form Schweiz für den Landesnamen im Gegensatz zu Schwyz für den alten Kantonsnamen geht auf den besonders in Deutschland berühmt gewordenen Schweizer Historiker Johannes von Müller zurück, der die Unterscheidung 1786 trifft. So zeigt der Name Schweiz sozusagen typisierend einen klassischen Fall der Sprachenmischung, wie er historisch und synchronisch betrachtet für die Schweiz in höchstem Masse charakteristisch ist.

Südlich oder südöstlich davon ist mit Romanen zu rechnen, z. T. auch noch in den unzugänglichen Zwischengebieten (Basler Jura, Napfgebiet, Raum zwischen Aare und Saane), soweit nicht überhaupt Siedlungsleere angenommen werden muss, wie in Teilen der Nordostschweiz jenseits der alten Siedlungsräume des Bodenseegebietes, des Rheintals und des Walensee-Seetal-Einschnittes. Hier können erst flurnamenkundliche Einzelanalysen, welche den Anteil vordereutsche Namen gebietsweise genau erfassen, weiterhelfen. Fernwirkungen der Lautverschiebung, d. h. Eindeutschungen von Ortsnamen ausserhalb des älteren deutschen Sprachgebietes zur Zeit der Wirksamkeit der Lautverschiebung, liegen in Fällen wie Ifferden für Yverdon < Eburodunum, Martinach für Martigny < Martiniacum, Sitten für Sion < Sedunum, Rotten (ältere deutsche und noch heutige Walliser Form für Rhone) < Rhodanus, Chur (rätorum. Cuora) < Cur[ra] vor. Diese Namen stecken gleichsam ein frühes alemannisches Interessengebiet – bezeichnenderweise an der offenen Südwestflanke und gegen Graubünden – ab und lassen frühe Beziehungen zu den Alpenpässen (St. Bernhard/Wallis und Bündner Pässe) vermuten.

Ferner zeigen verschobene deutsche Namen für romanische oder ältere romanische Orte im Gebiet der heutigen Sprachgrenze im Westen alte Berühmungs- und Uebergangsbiete in der Zeit bis zum 8. Jh.: Pery/Büderich nördlich Biel; Gaicht am Bielersee, älter Geich, Geichen, Geiach, 1224 Goiac, fr. Jugy; Vully am Murtensee/Wistenlach; Meyriez bei Murten/Merlach; Cressier/Grissach; Marly/Mertenlach; Montagny/Montenach, älter Muntentach.

Fortsetzung von Seite 15

als Swites, Swits aufgenommen worden. Aus dem Namen einer innerschweizerischen Siedlung wurde die Bezeichnung für eine Talschaft, der heutige Kanton Schwyz, und schliesslich der Name des ganzen Landes, schweizerdeutsch Schwyz oder Schweiz, neuhochdeutsch Schweiz. In der Doppelheit von mundartlicher und schriftsprachlicher Lautgestalt (Schwyz/Schweiz) zeigt sich die typische sprachliche Lage im Dialektgebrauch der

Der alemannische Ortsnamenbefund im Rahmen der Siedlungsgeschichte

Den ersten durchgreifenden sprachlichen Niederschlag, den das Althochdeutsche der seit der zweiten Hälfte des 5. Jh. von Norden her über den Rhein in die heutige Schweiz eindringenden Alemannen an den vordereutschen Ortsnamen aufweist, ist die sogenannte zweite oder hochdeutsche Lautverschiebung. Die vom Süden des deutschen Sprachgebietes, vom Alemannischen ausgehende zweite Lautverschiebung zeigt an den schweizerischen Ortsnamen ihre auch sonst bekannten Stufen in einer bestimmten zeitlichen Reihenfolge vom 5./6. bis ins 7./8. Jh., nämlich:

1. 5./6. Jh. Verschiebung von t > z im Anlaut nach Konsonant und bei Verdoppelung, von t > ss im Inlaut zwischen Vokalen und im Auslaut nach Vokal. Beispiele: Chäpfnach ZH < Cappinacum, 1261 Chephena uva.

2. 6./7. Jh. Verschiebung von p > pf (z. T. f) im Anlaut, nach Konsonant und bei Verdoppelung, von p > ff, f im Inlaut zwischen Vokalen und im Auslaut nach Vokal. Beispiele: Kulm, Chulm AG, älter Cholumbare < columbarium; Konstanz (älter mda. Choschtets) < Constantia; Kerzers, fr. Châtres, 926 Chartresvilla; Cham, 858 Chama < Cama, vgl. Cama im Galanatal; GR: Tracht b. Brienz BE < tractus »Fischzuger; Chirchet b. Meiringen BE < circatus »Kehreg; die vielen galloromanischen -acum-Namen (Srnach, Küssnacht, Embrach, Bütlach, Schinznach, Selzach usw.), bes. längs des Aarelaufes bis in die Gegend zwischen Bern und Thun.

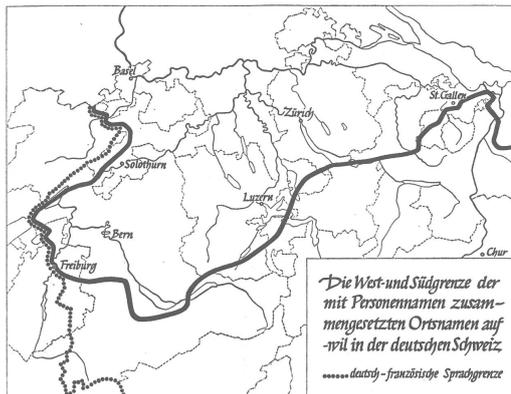
3. 7./Anfang 8. Jh. Verschiebung von k > kch, ch im Anlaut, nach Konsonant und in Verdoppelung (kch), von k > ch im Inlaut zwischen Vokalen und im Auslaut nach Vokal. Beispiele: Kulm, Chulm AG, älter Cholumbare < columbarium; Konstanz (älter mda. Choschtets) < Constantia; Kerzers, fr. Châtres, 926 Chartresvilla; Cham, 858 Chama < Cama, vgl. Cama im Galanatal; GR: Tracht b. Brienz BE < tractus »Fischzuger; Chirchet b. Meiringen BE < circatus »Kehreg; die vielen galloromanischen -acum-Namen (Srnach, Küssnacht, Embrach, Bütlach, Schinznach, Selzach usw.), bes. längs des Aarelaufes bis in die Gegend zwischen Bern und Thun.

4. 8. Jh. Verschiebung von d > t, wobei zu beachten ist, dass intervokalisches romanisches t im 5./6. Jh. zu d erweitert wird. Beispiele: die Orte auf gall.-rom. -dunum: Solothurn < Salo/Solodunum (fr. Soleure); Olten; 1201 Olun < *Ollodunum; Thun < *Dunum, bei Fredegar lacus Dunensis, 1055 ad lacum Tunse; die Flussnamen Sitter, ahd. Sitteruna, vordt. Sidrona; Thur < Dura usw.

Die siedlungsgeschichtliche Auswertung der Lautverschiebung an Ortsnamen wird somit formulieren können: Bis spätestens 800 oder bis zum 8. Jh. (Endstufe der Lautverschiebung) haben die

Alemannen – von Osten nach Westen aufgezählt – folgende Gebiete südwärts oder südostwärts erreicht:

das unterste st.-gallische Rheintal die ersten Appenzeller Höhen das unter Toggenburg und das Neckertal das Gebiet des oberen Zürichsees und die Grenze des Gasterlandes Teile des Glarnerlandes den Vierwaldstättersee die äussersten Ränder des Napfgebietes das Aaretal bis zu den Seen (Thunersee, Brienzsee) und den Eingang der berner-oberländischen Albentäler den Saanelauf den Bielersee Teile der Jurahöhen



Karte 2

Ein weiteres Kriterium für die Siedlungsgeschichte ergibt sich bei der Eindeutschung nicht-alemannischer Ortsnamen durch das Kriterium der Betonung. Wir müssen dabei davon ausgehen, dass in der althochdeutschen Sprache der Alemannen bis etwa ins 11. Jahrhundert der Anfangsakzent absolut bestimmend war. Dieser »exspiratorische Druckakzent« ist nach Georg Baecke – einer der Hauptbeleggeber althochdeutscher Sprachgeschichte. Nach Notker Labeo von St. Gallen um 1000 zeigt ihn in seinem phonetischen Akzentuationssystem. Dementsprechend werden romanische oder vorromanische Ortsnamen der Frühzeit, die ursprüngliche Betonung auf der zweiten oder dritten Silbe (Paenultima) aufwiesen, mit Erstbetonung eingedeutscht: Zürich < Turicum, Koblenz < Confluentia, Konstanz < Constantia. Mit der Zeit aber bricht die Kraft dieses deutschen Akzentes in der Nachbarschaft des abgewogenen, relativ musikalischeren romanischen Akzentes, der in später übernommenen Ortsnamen auch im Deutschen geblieben ist: Ragaz, vielleicht < rom. runca + acue, Sargans, Salüz usw. Dadurch erhalten wir ein im Hinblick auf die Erforschung der mittelalterlichen deutsch-romanischen Sprachgrenze sicher nicht unwichtige Grenze, die ich als Betonungsgrenze bezeichnen möchte. Sie verläuft – vorläufig skizziert – nördlich des Hirschenprungs im St.-Galler Rheintal, streift noch das oberste Toggenburg (Selän, Iltios, Gamplüt) und den Südauss des innerhochdeutschen Appenzellerlandes (Kanör, Baritsch), berührt das Gasterland (Flurname taféri in Schänis SG), lässt sich sodann freilich ohne nähere Studien noch nicht überall im einzelnen verfolgen, aber zeigt sich wieder ganz deutlich im alten deutsch-romanischen Uebergangsbiet Bern/Freiburg, wo in einer südlichen, heute deutschen Zone genügend Beispiele für durchaus romanische Betonung vorliegen: z. B. Pfaffien, Monterschu u. ä. und besonders im Freiburger Oberland.

Damit haben wir, möchte man meinen, eine Abgrenzungsmöglichkeit der Ausdehnung der althochdeutschen Schweiz bis 1100 in südlicher Richtung. Was südlich der Betonungsgrenze liegt, dürfte kaum früher als im 11. oder 12. Jh. wirklich deutsch geworden sein. Es ist dabei allerdings gut möglich, dass diese Grenze, die im einzelnen noch genauer festzulegen ist, an gewissen Stellen weite südliche Ausbuchtungen aufweist. Insbesondere drängt sich diese Annahme für das Wallis auf, das grosso modo noch nördlich der Betonungsgrenze liegt, wogegen sich die südlichen Ausseerorte jenseits des Monte Rosa im deutlicher romanischer Betonung abheben. Dieser Gesichtspunkt spricht, wie andere sprachliche, für eine Besiedlung des Wallis noch in althochdeutscher Zeit. Als dringendes Anliegen der Sprachforschung drängt sich in diesem Zusammenhang eine Sammlung und Bearbeitung der Orts- und Flurnamen des deutschen Wallis auf, die noch aussteht.

Die Frage nach der Ausdehnung und sprachlichen Durchdringung der ältesten deutschen Schweiz kann schliesslich auch durch die älteren Gruppen deutscher Ortsnamen wesentlich erhellt werden.

Jesus von Nazareth – gescheiterter Sozialrevolutionär?

Bereits bevor der »Spiegel« seine Serie über das Buch von Joel Carmichael brachte, der mit radikalen Mitteln die Christusfigur auf einen einzigen historischen Nenner zu bringen versucht, haben wir zwei Studentenseelsorger um eine Stellungnahme gebeten. Das Buch sei keiner Besprechung wert, war ihre Antwort. Erst die Spiegelserie konnte sie zum Sprechen bringen...

Joel Carmichaels »Leben und Tod des Jesus von Nazareth« erschien 1962 im New-Yorker Verlag The Macmillan Company. Nach einer englischen Ausgabe bei Gallimard (London) und einer französischen bei Gallimard (Paris) bemüht sich nun der Szeszsy-Verlag (München), dem deutschsprachigen Leser eine von Carola Dietliere besorgte und vom Verfasser durchgesehene Uebersetzung anzubieten. Im Nachrichtenmagazin »Der Spiegel« – Nr. 6 vom 31. Januar 1966 – stellt dessen Herausgeber Rudolf Augstein persönlich in der Titelgeschichte das Buch seiner Lesergemeinde vor, fügt Ausschnitte unter dem Titel »Jesus – König der Juden« bei, kündigt für die kommenden Nummern Fortsetzungen an und verspricht: »Sobald das letzte Carmichael-Kapitel gedruckt ist, wird »Der Spiegel« einen eigenen Beitrag – »Jesus und die Kirchen« – veröffentlichen. Ob die 300 Seiten geeignet sind, in den Käuffern und Spiegellesern – so Augstein – einen maßrichtigen und notwendigen Zusammenstoß zwischen theologischem Dogma und vernunftgemäßem Fragen...« zu provozieren, meinen Fetzen des neu in Gang gekommenen Gesprächs zwischen Christentum und Nichtchristen, bewege ich. Es dürfte wohl eher – um das Augsteinwort zu gebrauchen – die Fetzen nichtseriöser Information vermehren, ohne zur eigentlichen Auseinandersetzung vorzustossen.

Tragfähiges Fundament?

Im Vorwort umreißt Carmichael den zu behandelnden Fragenkomplex und berichtet über seine Voraussetzungen als Autor. Er lege eine Theorie vor, die Licht in die verschiedenen Widersprüche der Evangelienberichte bringen könne. Knapp zusammengefasst: Der historische Jesus – Jesus als Mensch bis zur Kreuzigung – habe sich einzig als Verkünder einer nahe bevorstehenden materiellen Umwandlung der Welt (zum Reich Gottes) betrachtet; er habe sich mit seiner Botschaft einzig an die Juden seiner Zeit gewandt; und als dieses Vorhaben nicht glücken wollte, habe er einen völlig neuen Kurs eingeschlagen, indem er den Tempel zu Jerusalem mit Hilfe seiner Truppen mit Waffengewalt nehmen wollte und deshalb von den Römern als staatsgefährdend hingerichtet wurde.

Carmichael gibt dann der Auffassung Ausdruck, dass die Mehrzahl der unabhängigen Gelehrten seine Erklärungen für die zahlreichen Widersprüche in den Evangelien billigen würde. Wen er mit den unabhängigen bzw. abhängigen Gelehrten meint, bleibt schleierhaft. Meint er mit den abhängigen die katholischen Exegeten, die von ihrer Kirche zwar aufgefordert werden, in aller Freiheit des Forschens zu arbeiten, aber andererseits von der gleichen Kirche gehalten sind, ansichere Hypothesen nicht in das öffentliche Gespräch der breiten Meinung zu tragen, so wie ein Arzt ein nicht erprobtes Medikament nicht verschreiben soll? Oder versteht er darunter die evangelischen Bibelwissenschaftler, die in der Lehrmeinung einer Schule »befangen« sind? Sind die unabhängigen Gelehrten jene, die unbekümmert um Fragen des Glaubens an die Texte herangehen? Fast scheint es so, denn er bekennt von sich selber, er sei ohne religiöse Unterweisung aufgewachsen, habe sich aber sehr früh für die Mysterien des alten Orients interessiert und deshalb an der Universität eine Reihe von klassischen Sprachen beibrachte, Hebräisch, Aramäisch, Arabisch und Griechisch.

Dazu wäre folgendes zu sagen, was für die ganze Arbeit von entscheidender Tragweite ist und wessen sich Carmichael nicht im klaren zu sein scheint und damit seine Ausführungen auf ein nicht tragfähiges Fundament stellt: Den unabhängigen, unvoreingenommenen, objektiven Betrachter gibt es nicht. Vor allem nicht in Fragen, die ans Letzte des Menschen rühren. Zu meinen, nicht

an eine Kirche oder Aehnliches gebunden zu sein, mache den unabhängigen Forscher aus, kommt einer sehr dogmatischen Selbsttäuschung gleich. Der Mensch bekennt sich – ob er es wahrhaben will oder nicht – zu etwas, da er als vereinzelt Individuum den Grund oder die Erklärung seines Wesens und der Welt anderswo suchen muss. In jeder Handlung, die der einzelne setzt, und in jedem Wort, das er spricht, legt er genau gesehen ein Glaubensbekenntnis ab, sei es an eine rein diesseitige Welt, sei es an Gott, wie der Christ bekennt. Diesen Punkt dürfte man nicht übersehen, vor allem wenn einer darangeht, ein derartiges Buch zu schreiben.

Carmichael scheint sich über diese fundamentale Frage keine Rechenschaft zu geben. Er spricht verächtlich oft in seinem Buch, das sich immerhin wissenschaftlich geben will, von »gesundem Menschenverstand«. Nun, nach diesem gesunden Menschenverstand müsste sich auch heute noch die Sonne um die Erde drehen. Religion, religiöse Erfahrungen, Christentum, Glaube sind für ihn Dinge, die mit überhitzter Phantasie zu tun haben. Also etwas, über das nachzudenken sich nicht lohnt. Ganz abgesehen davon, dass er dem Religiösen nicht mit einem Minimum an Achtung entgegenkommt, verbaut ihm diese unreflektierte vorgefasste Meinung den Zugang zu seinen Untersuchungen über das Leben Jesu. Carmichael sagt, seine Betrachtungsweise sei rein historisch. Aber diese Geschichtlichkeit wird im Ansatz verfälscht durch die zu einfache, unvoreingenommene Methode. Es ist heute Allgemeingut der westlichen Kirchen, dass die Evangelien, die Apostelgeschichte und die Apostelbriefe, so wie sie vorliegen, nicht von Historikern geschrieben wurden, sondern die urchristliche Glaubensverkündigung darstellen. Was noch nicht heisst, dass sie unhistorisch sein müssen. Wer in einem Vortrag über Goethe als Dichter geschichtliche Angaben macht, braucht deshalb kein Geschichtsfälscher zu sein. Wollte ein Autor heute eine geschichtliche Biographie

Jesus schreiben, müsste er zum mindesten sehr sorgfältig mit dem christlichen Glauben, der mit Jesu Auferstehung steht und fällt, vertraut sein, um einen Zugang zu den Evangelien zu bekommen. Wenn einer alles, was nicht mit Händen zu greifen ist, als frommes Gefühl, primitives Brauchtum, systematische Verfälschung und Verdunkelung abtut, erweist er zwar manchem, dem die Kirchen ein Dorn im Auge sind, kurzfristige Genugtuung, aber als ernstzunehmender Gesprächspartner kann er kaum auftreten.

Unseriöses Machwerk

Bezüglich der benutzten Literatur schreibt Carmichael: »Obwohl das zum Studium des Neuen Testaments, des Lebens Jesu und der Ursprünge des Christentums im allgemeinen erforderliche Schrifttum unübersehbar ist, habe ich dieses Buch nur selten mit irgendwelchen Hinweisen auf die Literatur belastet. Ich hielt es für ausreichend, auf einige Werke hinzuweisen, die zu verschiedenen Deutungen herangezogen wurden...« Dabei wäre es höchst aufschlussreich, zu erfahren, was an bibelwissenschaftlicher Fachliteratur benützt wurde. Besagter Hinweis am Ende des Buches nennt 14 Werke von 9 Autoren, Autoren, die alle einen guten Namen haben, ihren Beitrag zur Forschung leisteten, aber in dieser Auswahl nicht genügen können als solide Grundlage für die vielfältigen Fragen und Probleme. Im übrigen wird man – wohlweislich? – nicht mit Literaturangaben belastet. Der eingemassenen theologisch gebildete Leser stößt dafür beständig auf ganze Abschnitte, deren geistige Väter – Carmichael weiss offenbar nichts davon; oder doch? – inzwischen von der Forschung in vielem überholt sind. Man wird überhaupt das Gefühl nicht los, Carmichael kenne die Bibelwissenschaft der letzten vierzig Jahre nicht. Von einer Form- bzw. Redaktionsgeschichte, die gerade für das Leiden Jesu – der entscheidende Punkt des Buches – von grösster Bedeutung wäre, scheint er nichts gehört zu haben. Dabei existiert eine Bibelwissenschaft, die allgemein bei Christen und Nichtchristen anerkannt ist, eine Arbeitsmethode und gesicherte Ergebnisse aufweist,



um die sich kein Forscher herumdrücken kann, es sei denn, er wolle nicht ernst genommen werden.

Carmichael sagt, Jesus sei von den Römern hingerichtet worden, weil er den Tempel mit Waffengewalt nehmen wollte. Später habe dann die urchristliche Gemeinde in ihrer Auseinandersetzung mit dem Judentum rückwärts projiziert den Juden die Schuld angelastet und den Römer Pilatus eingewaschen. Was noch verständlicher werde durch die Tatsache, dass sich das Christentum machtvoll im Römereich auszubreiten begann. Jeder Bibelwissenschaftler wird zugeben, dass in der Urkirche eine Tendenz bestand, die Schuld der Juden herauszustrichen. Das berechtigt jedoch in Anbetracht aller andern gesicherten Fakten nicht, diese Tatsache so vereinfachend zu verzeichnen. Carmichaels UnDIFFERENZIERtheit ist mehr als verblüffend. Und was noch schwerer wiegt: die Anhäufung dieser Halbwahrheiten muss in ihrer Schlussfolgerung ein total falsches Bild ergeben, das einem theologisch ungebildeten Leser vorzulegen schlechthin unverantwortlich ist. Es existiert über den Tod Jesu eine Fachliteratur – ich denke an die Werke von E. Lhose, J. Blinzler, Shuffer, Léon-Dufour –, die nicht zu übersehen ist und die Carmichael zum mindesten hätte konsultieren müssen, betrifft sie doch den zentralen Punkt seiner Theorie.

Genauso verheerend und unzuverlässig sind die letzten Kapitel des Buches, wo über die Anfänge des Christentums berichtet wird. Fussend auf den Anfängen der religionsgeschichtlichen Exegese, die sich inzwischen entscheidend selber berichtigt hat, wird ein ganz falsches Bild der ersten Kirche gezeichnet.

Es bleibt nur zu hoffen, dass Carmichaels unseriöses Machwerk den Leser dazu bringt, sich in einem ernsthaften Werk Auskunfts zu holen über Leben und Tod des Jesus von Nazareth.

Willi Schnetzer, Studentenseelsorger

P. S. Kaum fertig mit meinem Artikel, fand ich folgendes (»Basler Nachrichten«, Nr. 58, 8. Februar):

Falsches Christus-Bild in neuer Auflage / »Spiegel«-Veröffentlichungen über Jesus längst widerlegt.

Bereits 35 Jahre alt und längst widerlegt ist die in der neuesten Ausgabe des Hamburger Nachrichtenmagazins »Der Spiegel« enthaltene Veröffentlichung über Jesus von Nazareth.

Das Buch des Amerikaner Joel Carmichael, das der soeben begonnenen Artikelserie des »Spiegel« zugrundeliegt, sei in seinen Grundgedanken und oft bis in den Wortlaut hinein von einem bereits 1929/30 erschienenen Buch von Robert Eisler abhängig, erklärte Prof. D. Ernst Haenchen, Ordinarius an der Evangelisch-theologischen Fakultät an der Universität Münster, gegenüber dem Evangelischen Pressedienst. Haenchen ist besonders durch Arbeiten über neutestamentliche Textauslegungen hervorgetreten.

Der Privatgelehrte Robert Eisler, der 1949 starb, hatte 1929/30 im Verlag von Carl Winters in Heidelberg ein umfangreiches zweibändiges Werk unter dem (griechischen) Titel »Der König, der nicht König wurde« veröffentlicht. In diesem weithin vergessenen Werk finden sich die in dem Hamburger Nachrichtenmagazin erläuterten Argumente, nach denen Jesus von den Römern wegen politischen Auftritts im Zusammenhang mit einer militärischen Besetzung des Tempels von Jerusalem hingerichtet worden sei.

Die neutestamentliche Forschung hat die Haltlosigkeit der Eislerschen Theorie, die jetzt wieder von Carmichael vorgetragen wird, ziemlich einmütig festgestellt. Die Behauptung, Jesus habe sich mit bewaffneten Kräften des Tempels bemächtigt und sei nach dem erfolgreichen Gegenangriff des Pilatus entkommen und dann in Gethsemane verhaftet worden, wird bei der Prüfung der Gesamtüberlieferung vom Leben Jesu nicht bestätigt.

Das Werk Eislers erschien übrigens 1931 in London verkürzt in englischer Uebersetzung und wurde bald nach seinem Erscheinen durch massige Rezensionen in seinen Grundfassungen widerlegt. Dasselbe gilt mithin für das im Szeszsy-Verlag (München) erschienene und vom »Spiegel« in Auszügen abgedruckte Buch von Carmichael unter dem Titel »Leben und Tod des Jesus von Nazareth«.

epd.

Hans Albrecht Moser

Erinnerungen eines Reaktionärs

Copyright by Artemis-Verlag

Fortsetzung von Seite 13

pointierte Fassung zerstört worden. Ein Beispiel für viele, wie Stilrücksichten den Sinn eines Gedankens abbiegen.)

Ich schätze am Tagebuch, dass es schneller und direkter daran herangeführt, was der Schriftsteller eigentlich sagen will.

Die Zeit fließt, also kann es kein Jetzt geben, also kann auch der Schriftsteller nichts anderes als Erinnerungen schreiben. Jeder Augenblick fällt in die Vergangenheit und wird dort zur Erinnerung.

Alles bewegt sich, insbesondere ist der Geist in ständiger Bewegung. Darum weiss ich nie, was ich denke, sondern nur, was ich gedacht habe. Für das Bewegt gibt es kein Hier und kein Jetzt, das Bewusstsein kennt keine Gegenwart, kennt nur Vergangenheit. Das Vergangene im Bewusstsein

heissen wir Erinnerung, es gibt – ich habe es schon einmal gesagt – nur Erinnerungsbücher. Ich wandere von Bewusstseinsraum zu Bewusstseinsraum. Dieses Buch ist ein Gleichnis dieser Wanderung. Mehr kann es nicht geben. Eine Kinematographie des Bewusstseins gibt es nicht und kann es nicht geben.

Warum hat es die Schöpfung in ihrer Allmacht so eingerichtet, dass alles Lebendige nur auf Kosten eines andern Lebendigen existieren kann? Hätte sie es anders eingerichtet, etwa so, dass zum Beispiel der Mensch vortrefflich leben könnte, ohne andere Menschen verdrängen, ausbeuten oder gar umbringen zu müssen, und der Mensch gleichwohl verdrängt, ausbeutete und umbrächte, könnte man von einer Schuld des Menschen sprechen, nur dann!

Immer, wenn man Gott nötig hat, schweigt Gott. Nichts geht in einem vor, das eindeutig als Gottes Stimme erkannt werden kann.

Das Tagebuch ist die Kunstgattung, wo formale Rücksichten uns am wenigsten behindern, ganz aus uns herauszugehen. Es ist nicht abzusehen, wie weit das Aussch-Herausgehen getrieben werden kann. Wenn dies das Wesentliche ist, dem ist alle Literatur ein Greuel! – auch das Tagebuch als Kunstgattung.

Von einer älteren aufgeputzten Dame. Sie versuchte zu retten, was noch zu retten war. Schade! Hätte sie diese Versuche unterlassen, so sähe sie jünger, frischer und anziehender aus. Ihre Zu-rechtmachung unterstrich ihr Alter. Solche Damen vergessen, dass das Alter einen Charme für sich haben kann.

Sie wollen über die Romantik der Berge ein Buch schreiben? Dann rate ich Ihnen, sich zu beileben. Bald wird Sie niemand mehr verstehen, jede Ecke in den Bergen wird »erschlossen« sein. Er dankte mir für meinen Rat, setzte sich hin und schrieb seine romantische Geschichte. Aber es zeigte sich, dass es schon zu spät war, niemand verstand, was er meinte.

Grabsteininschrift. Gestorben an der Dummheit der Menschen.

Einer hält einen Vortrag über »heroische Weltanschauung«. Der Saal ist überfüllt, der Vortrag hinreissend, wie gebannt hängt das Publikum an den Lippen des Redners (wie man in so einem Fall zu sagen pflegt). Da bebte die Erde und der Saal bebte mit. Erregt erhebt sich das Publikum von seinen Sitzen, der Redner aber springt vom Podium herunter und bahnt sich rücksichtslos den Weg ins Freie. Es soll Verletzte gegeben haben. Aber nicht durchs Erdbeben.

Nur Riesen können sich sanfte Gewalt leisten. Menschen, die einmal von einem abfallen werden, sieht man es am Gesicht an.

Von der Bücherflut. Immer neue Massen von Schriftstellern wälzen sich heran. Kaum hat man begriffen, was die einen wollen, werden sie schon von andern, von neuen, von neuesten, von den allerneuesten überflutet. Was bleibt? Ich glaube, es war etwa die Zeit um die Jahrhundertwende, da sich die äusserste Grenze dessen bildete, was bleibt. Wie Statuen stehen die Grössen der Zeit bis dahin, die Bleibenden, an der Grenze und schauen hinüber in die Flut der Schriftsteller, die nach ihnen gekommen sind. Nur das Leben der

Bleibenden wird immer wieder besprochen und beschrieben. Wen kümmert das Leben derer, die nachher gekommen sind!

In der Zeitung lese ich vom bevorstehenden Besuch einer Königin in einem Lande ohne Königin. Nun üben sich alle Damen des Landes ohne Königin, die der fremden Königin vorgestellt werden wollen oder müssen, im vorgeschriebenen Knicks vor einer Königin. Eine Übung, die an Lächerlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt. Aber unverstündlich ist mir die Königin. Wie kann sie sich selbst so erniedrigen!

Man muss sich abgewöhnen, von falschen Gedanken zu reden. Jeder Gedanke ist genau so etwas wie jedes Ding der Sinnwelt etwas ist. So wenig wie diese Dinge nicht nichts sind und man mit ihrem Vorhandensein rechnen muss, sind Gedanken nicht nichts. Jedes Ding und jeder Gedanke hat seine Bedeutung, seinen Sinn. Aber nicht jedes Ding, jeder Gedanke ist zur Zeit brauchbar.

Der sittliche Mensch hat es schwerer als der unsittliche, in allen Lebenslagen das Richtige zu tun. Der Sittliche muss sein Gewissen fragen, die Stimme des Gewissens ist aber nicht immer eindeutig; der andere fragt nur nach seinem Vorteil, der liegt meist auf der Hand.

Das Kollektivschicksal widerspricht allen Anschauungen, wonach es uns hier je nach Schuld und Verdienst ergehen soll.

Ohne Meinung über die Dinge sehen wir sie richtiger...Die Meinung klassifiziert sie, macht also aus ihnen etwas, das nur in unserem Kopf, aber nicht in den Dingen ist.

die hochschule andere

Paris als Student erleben

»Quitter Paris, c'est mourir un peu...«
So pathetisch der Anfang dieses so populär gewordenen Gedichtes auch klingen mag, einer, der Paris wirklich erlebt hat, wird diese Worte nicht als übertrieben empfinden. Aber es braucht schon fast das Talent eines Meisters dazu, den Eindruck, den Paris hinterlässt, in Zeilen fassen zu können, die nicht bloss, aber auch nicht abgeschmackt erscheinen. So Edward Estlin Cummings in »Paris im April«:

Paris: dies Abendrot im April offenbar stillschweigend und gelassen eine fertige Kathedrale
in deren hagerem erhabenem Angesicht die Strassen jagd werden vor Regen...
Ist es darum erstaunlich, dass wohl mancher schon heimlich den Gedanken gehegt hat, für eine bestimmte Zeit einmal seine heimatliche Umgebung zu verlassen und nach Paris zu ziehen? Vor allem bietet Paris gerade den Studenten natürlich noch eine ganze Reihe anderer Vorteile und Möglichkeiten. Die Universität ist eine der ältesten und bestqualifizierten der Welt überhaupt. Ungefähr 130 000 Studenten, wovon etwa 50 000 Ausländer, haben sich im letzten Jahr an den Fakultäten und den Grandes Ecoles eingeschrieben! Wenn sich also zu der persönlichen Anziehungskraft der Seinstadt auch noch die unzähligen beruflichen Gründe hinzugesellen, das heisst, wenn man das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden kann, so ist ein Studienaufenthalt in Paris vollauf berechtigt. Doch lassen wir uns von der Begeisterung nicht allzusehr mitreißen und betrachten wir zunächst etwas nüchterner die administrativen Einzelheiten für einen Aufenthalt an der Pariser Universität.

Der Student, der sich nach Paris begibt, muss sich von Anfang an über einige wesentliche Dinge im klaren sein:

Die Bezeichnung »Université de Paris« ist der Sammelbegriff der verschiedenen Fakultäten:
Faculté de Droit et des Sciences Economiques
Faculté de Médecine
Faculté des Sciences
Faculté des Lettres et des Sciences Humaines
Faculté de Pharmacie
Jede dieser Fakultäten ist eine Lehranstalt für sich und besitzt ihre eigenen internen Regelungen. Das Wort »Sorbonne« z. B. ist keineswegs der Name der Pariser Universität, sondern bezeichnet lediglich das Gebäude, in welchem die Phil.-I-Fakultät untergebracht ist. Die andern Fakultäten sind verteilt auf das ganze Quartier Latin.

Das Schulsystem ist in Paris in der Regel viel strenger und strenger organisiert als in Zürich. So muss am Ende eines Jahres – in Frankreich wird nicht in Semestern, sondern in »années scolaires« gerechnet, die von Mitte Oktober bis Mitte Juni dauern – jedesmal eine schriftliche und mündliche Prüfung abgelegt und bestanden werden, um das nächstfolgende Studienjahr beginnen zu können. Darum auch sind die Testathefte weit weniger wichtig als bei uns, denn was zählt, sind die einzelnen »certificats«, die man für einen Abschluss braucht. Da weiter die einzelnen Fakultäten untereinander vollkommen unabhängig sind, verfügen sie alle über verschiedenartige Aufnahmebestimmungen und Prüfungen.

Die Studien an der Rechtsfakultät in Hinsicht auf eine »Licence en droit« dauern 4 Jahre, wobei jährliche Examen abgelegt werden müssen. Abschliessend können ein »Diplôme d'Etudes Supérieures« und das Doktorat vorbereitet werden. Zur Medizinischen Fakultät ist zu sagen, dass es nur den Franzosen möglich ist, ein Staatsexamen zu absolvieren und in Frankreich ihren Beruf auszuüben. Ausländern ist das »Diplôme de Docteur de l'Université« vorbehalten. Nach fünf Studienjahren und einer einjährigen Praxis in einem Spital muss eine These geschrieben werden. Was die Phil.-I-Fakultät betrifft, so ist zu erwähnen, dass momentan entscheidende Neueregungen im Gange sind und im nächsten Herbst in Kraft treten. Bis dahin musste zuerst ein »Année propédeutique« – allgemeine Studien in Philosophie, Geschichte oder Literatur – absolviert werden, und erst dann konnte man sich im Hinblick auf eine »Licence-ès-Lettres« einschreiben, die normalerweise zwei Jahre erfordert, in welchen man 4 »certificats« erlangen muss. Den Höhepunkt in der Phil.-I-Fakultät bildet dann wohl der Abschluss mit dem »Doctorat d'Etat«. Doch dafür ist ein ungeheurer Arbeitsaufwand von ungefähr 6 bis 10 Jahren erforderlich.

Kehren wir nach diesen eher theoretischen Details zur Praxis zurück. Nehmen wir an, ein Zürcher Student beabsichtigt, ein Studienjahr in Paris zu verbringen. Vor seiner Abreise sollte er beim »Service d'Orientation Pédagogique des Etudiants Etrangers« genaue Auskünfte über sein vorgesehene Programm einholen (in welches Schuljahr kann ich eintreten, was für Examen muss ich ablegen, wird mir das angerechnet... usw.). In Paris angekommen, muss er sich zuerst an die oben erwähnte Stelle wenden, wo ihm alle restlichen Einzelheiten mitgeteilt werden und er sich daraufhin einschreiben kann. Die Gebühren dafür

variieren zwischen 60 und 80 Fr. pro Jahr. Eingriffen darin sind die Beiträge für die Bibliotheksbenutzung, die Krankenkasse und die obligatorische Krankenversicherung. Die Unterrichtsstunden werden nicht bezahlt. Wenn dann anschliessend auch die Angelegenheiten mit der polizeilichen Aufenthaltsbewilligung geregelt sind, erhält der Student seinen ersten Ausweis, die »carte de faculté«.

Als weiterer Schritt muss für das materielle und soziale Wohl des Studenten gesorgt werden. Der Staat hat daher eigens verschiedene Institutionen geschaffen, so das »Comité Parisien des Oeuvres en faveur des Etudiants« (COPAR) mit seinem »Service d'Accueil aux Etudiants Etrangers«. Der Leiter dieser Empfangsabteilung, Herr Michel Weisgerber, ist übrigens eng befreundet mit unserem Land und wird sich über jeden Schweizer freuen, der sich bei ihm meldet. Hier wird also der vorerst ahnungslose Student in die Pariser Verhältnisse eingeführt und mit der riesigen Organisation vertraut gemacht.

Zunächst muss man sich natürlich nach einer Unterkunft umschauen. Da in Paris wie überall akuter Wohnungsmangel herrscht, ist es zwar schwierig, aber keineswegs unmöglich, ein Zimmer zu finden. Der »Service d'Accueil« vermittelt sowohl Adressen bei Privatleuten wie auch Unterkünfte in Foyers und Studentenheimen. Der durchschnittliche Preis für ein Einzelzimmer beläuft sich auf monatlich 120 Fr. Daneben besteht auch die Möglichkeit, Unterkunft in der »Cité Internationale de l'Université de Paris« zu finden, nur müssen die Anfragen hierfür mindestens 6 Monate vor Schuljahresbeginn an die verantwortliche Stelle gerichtet werden. Diese Cité Internationale, Vorbild zahlreicher Universitäten, besitzt eine eigene, interne Administration, veranstaltet kulturelle Vorführungen, verfügt über grosszügig ausgebaute Sportanlagen, kurz, bildet ein kleines Studentendorf inmitten einer nervösen Grossstadt.

Ein weiterer wesentlicher Punkt ist die Beschaffung der Mahlzeiten. Der Student erhält beim COPAR nach Erledigung einiger Formalitäten eine zweite Karte, die ihn berechtigt, seine Mahlzeiten in einem Restaurant universitaire zu ermässigten Preisen einzunehmen. In Paris befinden sich rund 40 Restaurants universitaires, die zum grössten Teil ganz modern ausgestattet sind und täglich insgesamt für 100 000 Studenten sowohl mittags wie abends Mahlzeiten bereithalten. Ein Menü besteht aus 4 oder 5 »Gängen«:

Beispiel: Une entrée: saucisson
un plat de résistance: rôti de porc / pommes frites / salade
un fromage: camembert
un dessert: glace
une fruit: poire
dazu Brot à discrétion

Leute, die nach einem derartigen Menü noch immer Hunger verspüren, können ohne weiteres Gemüse nachschöpfen. Der Preis pro Mahlzeit beträgt ab 1. Jan. 66 1.40 Fr. (= 1 Ticket!) Es werden jeweils im voraus Carnets zu 10 Tickets abgegeben. Der Staat leistet hier mit der Ausgabe einer COPAR-Karte einen grosszügigen, für manche Länder nachahmenswerten Beitrag: Die Auslieferung einer einzigen Karte kommt ihm etwa auf 500 Fr. zu stehen!

Das COPAR übernimmt dann auch die weiteren üblichen Tätigkeiten, so die Organisation von Reisen und Ferientagen, Besuche kultureller Vorführungen zu ermässigten Preisen, Führungen durch Museen oder Industriezentren usw.

Überdies ist mitten im Quartier Latin ein hochmodernes Sportzentrum mit Schwimmbad und Anlagen für sämtliche Sportarten erstellt worden. Der Zutritt erfolgt mittels einer dritten Karte, die



Auf dem noch vom Regen nassen Pflaster des Quai Rouletello haben Studenten einen Kreis gebildet und tanzen an den Ufern der Seine.
»France – Commissariat Général au Tourisme«

man wiederum nach einigen Formalitäten gratis erhält.

Doch auch die Pariser Verkehrsbetriebe (RATP) kommen den Studenten entgegen, indem sie ihnen – auf Vorweisung eines vierten Ausweises natürlich (!) – billigere Fahrten auf dem ganzen Stadtnetz gewähren. Der Preis für eine Wochenkarte (12 Fahrten) beträgt 2.20 Fr.!

Gesamthaft gesehen wird der Student in materieller Hinsicht also recht gut unterstützt.

Was nun das Studentenleben im eigentlichen betrifft, so wird natürlich jeder einzelne seine persönlichen Erfahrungen machen. Man kommt zum Beispiel ins Quartier Latin, lässt sich mitreißen vom Strom der Studenten, der zu den Toren der Fakultäten wallt, man begibt sich in überfüllte Hörsäle und sucht sich vergeblich einen freien Platz oder eine Unterlage, um die in klassischem Französisch vorgetragenen Ausführungen des Dozenten leichter zu Papier bringen zu können. In der Medizinischen Fakultät wurde es sogar gang und gäbe, dass sich die Studentinnen auf die Knie ihrer männlichen Kollegen setzten, sehr zur gegenseitigen Freude, versteht sich natürlich! (Immerhin, dieser in Paris so legendär gewordene Platzmangel – wer möchte denn behaupten, dass es in Zürich so viel besser darum bestellt ist? – soll nicht ein Kriterium gegen einen Studienaufenthalt werden, denn in Seminarien und Arbeitsgruppen, überhaupt überall dort, wo ernsthaft gearbeitet wird, werden immer Plätze frei sein!) Mittags dann begibt man sich ins Restaurant universitaire, wird vor dem Eingang mit vielfarbigen Traktaten irgendeiner politisch orientierten Studentenpartei, die in irgendwelcher Angelegenheit das Ministerium angreift, überhäuft und beworfen, steht dann Schlangen, plaudert, fasst sein Plateau, schneut sich am Personal vorbei, das einem die Teller reicht, kauft sich 2 dl Wein für 35 Rp., sucht sich einen freien Tisch, sitzt inmitten einer bunt zusammengewürfelten Gesellschaft, diskutiert, schimpft, lobt, lacht – wehe, wenn sich einer der Herren mit einem Hut erblicken lässt! Er wird, gemäss einem Brauch, solange ausgelacht und ausgepöffelt, bis er seine Kopfbedeckung irgendwo zum Verschwinden gebracht hat – und spaziert dann nach dem Essen in eines der unzähligen Boulevardcafés, das zum Stammlokal avanciert ist, wo man in einer rauchigen und lärmigen Atmosphäre im Gedränge seinen Espresso trinkt.

Der Nachmittag gilt wieder den Vorlesungen. Vielfach finden gegen den Abend hin die Seminare (Travaux pratiques) statt. Diese Stunden sind obligatorisch und die gestellten Aufgaben müssen gewissenhaft gelöst werden. Nach Schluss der Vorlesungen begeben sich die pflichtbewussten Studenten in die zahlreichen Arbeits- und Bibliotheksräume, um ihre Notizen durchzugehen und zu erweitern, die andern verziehen sich wieder in ihre Stammlokale.

Das Nachtsessen wird wiederum im Restaurant universitaire eingenommen. Der Rummel ist nunmehr leicht abgeschwächt, denn ein Grossteil der Studenten sind zu ihren Familien zurückgekehrt. Den Abend gestaltet sich jeder nach seinem Belie-

ben. Man besucht eines der verschiedenen Studentenfoyers – das Centre Richelieu zum Beispiel oder das Foyer International an der Rue d'Assas –, wo man Landleute oder Diskussionspartner findet; man schliesst sich einem der zahlreichen Filmklubs an oder begibt sich in die Cinémathèque française, wo tagtäglich in einem systematischen Zyklus Meisterwerke der berühmten, aber teils schon vielfach in Vergessenheit geratenen Regisseure vorgeführt werden; man schliesst sich einer Veranstaltung des COPAR an oder man bumelt ganz einfach dem Boulevard St-Michel entlang, schlendert durch die engen, schlechtbeleuchteten Gassen von St-Germain-des-Prés, steigt über ausgetretene Treppen in dunkle, rauchgeschwängerte, überfüllte Keller hinab, wo man, vom Rhythmus gepackt, sich zum Lärm eines Tonbades bewegt und tanzt oder, anderswo, eine Jazzband tatkräftig mit Händeklatschen und Fussstampfen unterstützt; man diskutiert mit dem gegenüberstehenden Vietnamesen über amerikanische Politik und behandelt mit dem Afrikaner Entwicklungsprobleme...

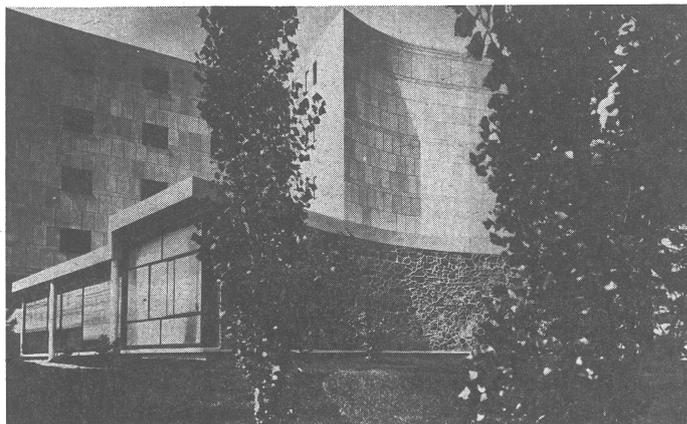
Vielleicht auch wird man einmal eine klug gesteuerte und raffiniert aufgelegene Studentendemonstration erleben, wo Tausende junger Leute den Verkehr auf dem Boulevard St-Germain blockieren und unermüdlich aus heiseren Kehlen Schlagworte wie »au Vietnam – la paix« oder »Johnson – assassins« schreien. Nach kurzer Zeit aber greift schon die Polizei (handgreiflich) ein und vertreibt die Demonstranten, indem sie in kleinere Gruppen spaltet, die dann unter dem Geschimpfe der älteren Generation und dem sympathisierenden Lächeln der Jugendlichen in die dunklen Gassen entweichen. Wer war der Schuldige? Ein Student...?

Was einem, um näher auf das Schulleben einzugehen, ebenfalls unvergessliche Eindrücke hinterlässt, das ist die Stimmung, die den letzten Teil des Schuljahres mit seinen Examen charakterisiert. Plötzlich erscheinen in den Vorlesungen wieder Gesichter, die man den langen Winter über vermisst hatte. Arbeitsräume sind andauernd besetzt und Bücher, die man benötigte, ausgeliehen. Man geht abends früher nach Haus, plaudert mit den Kameraden weniger über Belangloses, sondern bespricht die Vorlesungen, in einem Wort: Der Hauptakzent liegt jetzt eindeutig auf der Arbeit und der Prüfungsvorbereitung! Ende Mai und Mitte Juni finden sie dann statt, diese gefürchteten Examen; anonym, man ist zur Nummer geworden. Man sitzt in einem riesigen Hörsaal, schwitzend, hoffend, wartend auf die Verteilung der Aufgaben. Den bohrenden Gedanken, die gesellige Seite des Studentenlebens vielleicht bisweilen doch überbetont zu haben, wird man kaum los... doch dann stürzt man sich auf die zu lösenden Themen und vergisst die Welt um sich.

Noch weit eindrücklicher ist dann aber die darauffolgende Zeit: das Warten auf die Resultate, die einem nicht schriftlich mitgeteilt, sondern in den Fakultäten öffentlich angeschlagen werden, »Ai-je réussi ou suis-je collé?«, das ist hier die Frage. Sind die Ergebnisse positiv, so kann man getrost in die Ferien verreisen, ist man aber durchgefallen, so heisst es, den Sommer über erneut an die Arbeit zu gehen und im Oktober sein Glück oder Talent ein zweites Mal zu versuchen. Mit Befangenheit wartet man auf die Veröffentlichung der Resultate, begibt sich dann zögernd zur Fakultät und wagt kaum, die Tabellen zu konsultieren. Man gibt sich einen Stoss und – im Bruchteil einer Sekunde weiss man um Erfolg oder Misserfolg. Freude oder Bestürzung spiegelt sich im Gesicht und in den Gesten jedes einzelnen. Uebermütig fröhlich oder traurig enttäuscht zieht man nach Hause. Das Schuljahr ist abgeschlossen...

Jean-Pierre Hoby

Adressen: Informationen und Einschreibungen:
Service d'Orientation Pédagogique des Etudiants Etrangers
8, rue Jean Calvin
Paris 5e
Unterkunft, Restaurants universitaires:
Service de l'Accueil aux Etudiants Etrangers
8, rue Jean Calvin
Paris 5e
Cité Internationale de l'Université de Paris:
Service des Admissions de la Fondation Nationale de la Cité Internationale
19, boulevard Jourdan
Paris 14e



Der Pavillon suisse in der Cité internationale universitaire, etwas ausserhalb von Paris.

Sulzer-Pionierleistungen

1841 Erster Dampfkessel für die Zentralheizung des Gymnasiums Winterthur. Anfang der beiden wichtigen Arbeitsgebiete: Heizung und Dampfkesselbau.

1854 Erste Dampfmaschine mit Schiebersteuerung.

1867 Die erste liegende Sulzer-Ventildampfmaschine erregt an der Pariser Weltausstellung Aufsehen und begründet den internationalen Ruf der Firma.

1877 Bau der ersten Kältemaschinen und -anlagen.

1906 Der erste umsteuerbare Zweitaktschiffsdieselmotor der Welt wird an der Weltausstellung in Mailand vorgeführt.

1912 Ausrüstung des ersten Hochseeschiffes mit Sulzer-Dieselmotoren und Antrieb der ersten Diesellokomotive der Welt mit einem Sulzer-Dieselmotor in V-Bauweise.

1921 Erste vollständig geschweißte Sulzer-Druckleitung.

1929 Einführung des trommellosen Sulzer-Einrohrdampferzeugers zur Erhöhung der Wirtschaftlichkeit von Dampfkraftanlagen durch Steigerung der Drücke und Temperaturen.

1948 Übergang vom Webstuhl zur Sulzer-Webmaschine und Einleitung eines neuen Webverfahrens.

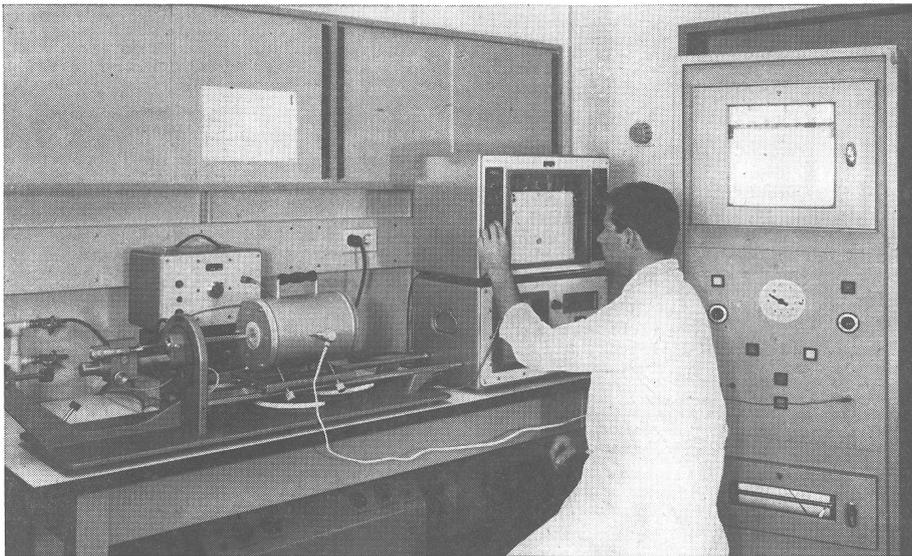
1954 Erste Dampfkesselanlage für überkritischen Druck (über 225,4 at).

1958 Bau der größten Speicherpumpen der Welt.

1960 Maßgebliche Beteiligung an der Planung und am Bau des ersten schweizerischen Versuchsreaktors des Eidgenössischen Instituts für Reaktorforschung in Würenlingen. Steigerung der Zylinderleistung des Zweitaktschiffsdieselmotors auf 2300 PS bei einer Zylinderbohrung von 900 mm.

1961 Einflußreiche Teilnahme an der Planung und am Bau des ersten schweizerischen Versuchsatomkraftwerkes in Lucens.

1962 Bestellung der größten Pumpenturbinen der Welt von nahezu 110 000 kW Einheitsleistung.



Getragen von der guten Arbeit vieler Menschen, entwickelte sich während Generationen unsere Firma zum schweizerischen Industrieunternehmen von weltweitem Ansehen. Diese Anerkennung fiel uns nicht als reife Frucht zu, sondern ist die Folge unablässiger Bemühungen geistiger und manueller Tätigkeit.

Unermüdliche Forschung und Entwicklung sowie qualifiziertes berufliches Können der Belegschaft führten zu Pionierleistungen, die das hohe Ansehen unseres Unternehmens begründen. Dieses zu wahren, ist die Aufgabe unserer Jugend als Trägerin der Zukunft.

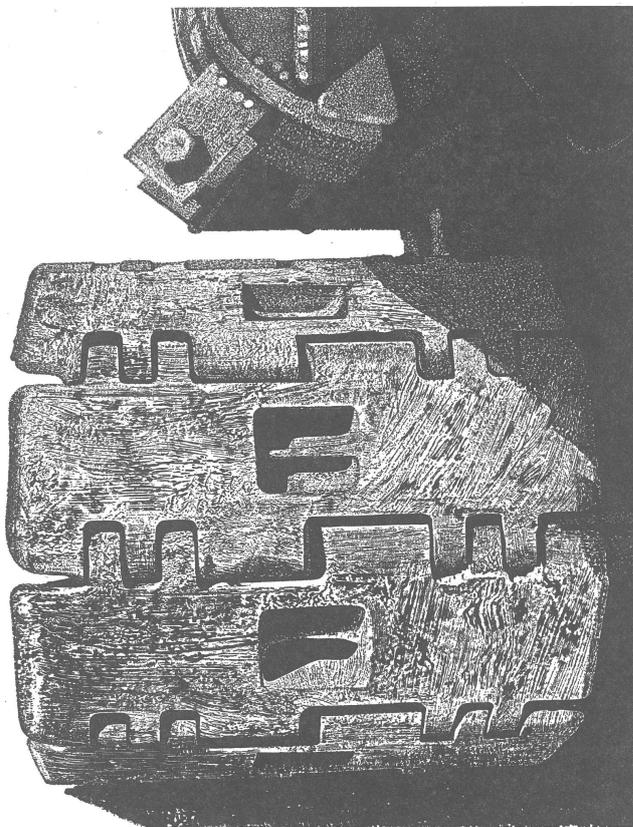
Gebrüder Sulzer, Aktiengesellschaft **SULZER**
Winterthur

1118

Wie wohltuend die kurze Entspannungspause mit einer **PARISIENNE!** So reich und mild ist ihr Aroma — echt und rein der edle Tabak! **PARISIENNES SUPER** — die Cigarette unserer Zeit.

*entspannen...
geniessen...*

Gianfranco Bernasconi



Baumaschinen

Zürich
Uraniastrasse 31/33
Telefon 051/231750

Robert Aebi AG

Bildung oder Ausbildung?

Unter diesem Titel begannen wir in der letzten Nummer des zs mit der Veröffentlichung von Diskussionsbeiträgen zum Thema Hochschulreform. Die gesamtschweizerische Diskussion um den geistigen Ausbau unserer Hochschulen ist in vollem Gange, und wir sind der Meinung, dass auch aus studentischen Kreisen ein nützlicher Anteil geleistet werden kann. Die Veröffentlichung des VSETH-Konzeptes zum Beispiel ist in der Öffentlichkeit auf reges Interesse gestossen.

Der heutige Beitrag war vorerst für die Rubrik »Aus couleurstudentischen Kreisen« gedacht gewesen, doch dürfen wir ihn, mit löblichem Einverständnis des CV, auf dieser Seite veröffentlichen. Die grundsätzlichen Gedanken zur akademischen Freiheit und die Differenzierung ihrer Anwendbarkeit sind um so interessanter, als gerade hier in Zürich die zwei extremsten Hochschulsysteme nebeneinander vorkommen, nämlich die Uni mit ihrer »stolz« akademischen Freiheit und die ETH mit ihrem (notwendigen?) »eisernen« Zwang.

Elite- und Massenuniversität

»Der eigentlich belobende Odem der Universität – die himmlische Luft, in welcher alle Früchte derselben aufs fröhlichste sich entwickeln und gedeihen – ist ohne Zweifel die akademische Freiheit. Diese ist eben darum allen Studierenden mit Recht über alles teuer, und nichts kann ihre Liebe, Lust und Freudigkeit so niederschlagen, als wenn sie glauben, für diese befürchten zu müssen.«

Diese überschwenglichen Worte stellte Johann Gottlieb Fichte an den Anfang der Rede, mit der er am 19. Oktober 1811 das Rektorat der neugegründeten Universität Berlin übernahm. Das Thema seines Vortrages lautete: »Ueber die einzig mögliche Störung der akademischen Freiheit. Die speziellen Gründe, die Fichte bewogen haben, gerade das Problem der akademischen Freiheit in den Mittelpunkt seiner Rektoratsrede zu stellen, sind nicht überliefert. Vielmehr hat Fichte eine Problematik aufgegriffen, die in engstem Zusammenhang mit den Bestrebungen jenes Jahrzehnts stand, das Leitbild der deutschen Universität neu zu prägen, ihr einen neuen Geist einzubauen und ein neues Ziel zu setzen.

Als die Generation der Humboldt, Fichte, Schelling und Schleiermacher daranging, der Universität eine neue geistige Grundlage zu schaffen und von dort aus ihr Wesen und ihre Aufgabe zu definieren, hatte sie sich auch mit der Frage auseinandersetzen, welche Stellung den Studenten innerhalb der Hochschule zukommen sollte. Von der Antwort auf diese Frage musste es in erheblichem Masse abhängen, ob die Idee der Universität in der Praxis realisiert werden würde und ob die dem akademischen Studium gesetzten Ziele erreicht werden konnten. Man gab sich nicht mehr dem ehemals verbreiteten Irrtum hin, dass sich die Universität allein von dem Blickwinkel und der Interessenlage der Professorenschaft her aufbauen lasse. Man erkannte vielmehr, dass die Studentenschaft einen integrierenden Bestandteil der Hochschule bilden müsse. Auf dieser Erkenntnis beruht der Versuch, die Stellung der Studentenschaft organisch in die Verfassung der Hochschule einzufügen.

Akademische Freiheit als Recht des Studenten . . .

Durch den Besitz akademischer Freiheit soll der Student in die Lage versetzt werden, den Forderungen gerecht zu werden, die die neue Universitätsidee an ihn stellte. Im Humboldtschen Universitätssystem erscheint die akademische Freiheit der Studenten als der gleichwertige Gegenpol zu der Lehrfreiheit, deren sich die Professoren erfreuen. Für den Studenten steht dabei die *Lernfreiheit* im Vordergrund. Danach kommt ihm das Recht zu, Anlage und Aufbau seines Studiums frei zu bestimmen. Er kann und muss selbst entscheiden, weshalb, was und wie er studiert. Er ist berechtigt, die verschiedenen Lehrveranstaltungen der Universität zu besuchen, unterliegt aber keinem Zwang. Der Begriff »Pflichtvorlesung« existiert nicht. Neben die Lernfreiheit tritt die *akademische Freizügigkeit*, also das Recht des Studierenden, die Universität beliebig zu wechseln.

Der Sinn dieser Freiheiten liegt darin, dass das Universitätsstudium mehr will als nur Wissen vermitteln. Nach der klassischen Formulierung kommt es nicht in erster Linie darauf an, dass dieses oder jenes gelernt werde, sondern es soll durch das Lernen das Gedächtnis geübt, der Verstand geschult, das Urteil berichtigt, das sittliche Gefühl verfeinert werden. Somit bildet der Eintritt in das akademische Leben die erste Befreiung vom blinden Glauben. Die Universität als *Schule der Selbstbildung* setzt voraus, dass der Student nicht bloss passiv den Vortrag seines Lehrers aufnehme, sondern dass er aktiv an sich selbst arbeite und sich – nach der Forderung Schleiermachers – den wahrhaft wissenschaftlichen Geist erwerbe.

Prüfstein der Tauglichkeit

Die hohen Ziele des akademischen Studiums lassen sich nicht in einem System erreichen, das von äusserem und innerem Zwang beherrscht ist. Durch zwangswises Einpacken und durch Druck kann man jemanden vielleicht dazu bringen, sich gewisse positive Kenntnisse anzueignen. Zur Selbständigkeit des Denkens und zur wahren akademischen Reife vermag dagegen nur die Freiheit hinzuführen. Die Universitätsreformer jener Epoche gelangten daher zur Forderung, dass der Student in seinem Studium keiner andern Autorität unterworfen sein soll als derjenigen, die er selbst nach eigener freier Entscheidung als für verbindlich anerkannt hat. Die Universität hatte die Voraussetzung dafür zu schaffen, dass er richtig wählen konnte; abnehmen aber durfte sie ihm diese Wahl nicht.

Indem Fichte und Schleiermacher diese Forderungen aufstellten, waren sie keineswegs blind gegenüber den Gefährdungen gewesen, die die akademische Freiheit für diejenigen Studenten mit sich bringt, denen es an der Kraft oder dem Will-

en fehlt, sich aus eigenem Antrieb zu bewähren. Sie wussten, dass mancher in der Freiheit scheitern würde. Darin sahen sie aber keinen Nachteil, im Gegenteil: die Freiheit war ihnen das gewünschte Mittel, durch das sich die Untauglichen von den Tauglichen scheiden liessen. Nur wer sich in der freien Welt der Universität bewährt hatte, galt ihnen als würdig, fortan der Wissenschaft zu dienen, sei es als Lehrer oder Forscher an der Hochschule selbst oder als »Arbeiter« in den akademischen Berufen.

Freiheit als mögliches, jedoch nicht notwendiges Schulsystem?

Seit der Proklamation der akademischen Freiheit vor 150 Jahren wurde schon verschiedentlich der Versuch unternommen, die Freiheit des Lehrens und Lernens an den Universitäten zu unterdrücken. In Deutschland sei an die Epoche der Karlsbader Beschlüsse erinnert, wo im Namen des Deutschen Bundes die Freiheit an den Universitäten beschränkt wurde, weil man von ihr Gefahren für das Bestehen der monarchischen Regierungsform befürchtete. Unter anderen Vorzeichen, aber

Die heutige Berechtigung

Damit stehen wir vor der Frage, wie weit die Verwirklichung der akademischen Freiheit unter den heutigen Gegebenheiten hochschulpolitisch wünschenswert und wie weit sie praktisch möglich ist. Wenn wir uns dabei zunächst an dem Leitbild der Universität orientieren, wie es von der Generation der Fichte und Schleiermacher entworfen worden ist, dann dürfen wir keinesfalls übersehen, dass es sich dort um das Bild einer ausserprospektierten *Elite-Universität* handelt: Die Studenten er-

ebenfalls im Interesse eines politischen Systems beaufschlagte man von 1933 bis 1945 die Hochschulen und schrieb vor, was gelehrt und gelernt werden musste. Die Entwicklung seit 1910 hat gezeigt, wie sehr die akademische Freiheit stets der Gefahr ausgesetzt ist, von politischen Kräften um politischer Ziele willen überspielt zu werden. Sie ist für keine Generation ein gesicherter Platz gewesen; sie war vielmehr stets ein Gut, das erkämpft und verteidigt werden musste.

Kein Geringerer als der Staatsrechtslehrer Rudolf Smend hat schon 1927 nachdrücklich darauf hingewiesen, dass die akademische Freiheit keine Selbstverständlichkeit auch nur der heutigen europäischen Kultur sei. Er hat sie vielmehr gekennzeichnet als ein »gesichtlich bedingtes Institut, das es vielleicht in absehbarer Zeit nicht mehr geben werde. Die akademische Freiheit wird – darin müssen wir Smend vollumfänglich zustimmen – nicht von einer a priori vorgegebenen Notwendigkeit getragen. Nicht einmal kann gesagt werden, ein freiheitliches Staatswesen könnte nicht bestehen, ohne dass an seinen Hochschulen volle akademische Freiheit herrschte. Denken wir nur an die berühmten Universitäten der Neuen Welt: Princeton, Yale, Harvard, Columbia. Oder denken wir an die ETH. Hier gibt es zwar für den graduieren Akademiker hervorragende Möglichkeiten zum Arbeiten und Forschen in voller Freiheit. Der Student dagegen ist von dem Tag an, wo er immatrikuliert wird, bis zu seinem Abschlussexamen einem eisernen Studienzwang unterworfen. Freit ist er nur in seiner Entscheidung über die Wahl des Studienfaches und evtl. über den Abbruch seines Studiums. Sonst gibt es für ihn praktisch keine Wahlmöglichkeiten. Die Kollege, die er zu hören, die Bücher, die er zu lesen, die Übungen, die er zu bearbeiten hat – alles wird ihm vorgeschrieben. Zudem ist das Pensum an Arbeit, das ihm abgefordert wird, so gross, dass er höchstens in Ausnahmefällen noch wissenschaftlichen Interessen ausserhalb seines engeren Fachgebietes nachgehen kann. – Wir können uns daher der Einsicht nicht verschliessen, dass die akademische Freiheit selbst in einem freiheitlich strukturierten Verfassungssystem keineswegs zwangsläufig gewährleistet zu sein braucht.

schieden als kleine, überschaubare Schar, die entscheidend geprägt ist vom ersten Streben nach Erkenntnis der Wahrheit. Die Vorbereitung auf die akademischen Berufe spielte, wenngleich sie natürlich nicht geleugnet werden kann, eine offensichtliche Nebenrolle. Es bedarf keiner näheren Ausführungen, um darzutun, dass der heutige Zustand unserer Hochschulen, der durch das Schlagwort von der *Massen-Universität* treffend charakterisiert wird, jenem Leitbild nicht mehr ent-

spricht. Wir können die akademische Freiheit unter diesen Umständen nicht einfach als überkommenes Erbgut der klassischen Universitätsidee beibehalten, sondern müssen sie an der gegenwärtigen Situation und den gegenwärtigen Aufgaben der Hochschulen legitimieren.

Unter den Gegebenheiten der Gegenwart – die wir vielleicht missbilligen mögen, mit denen wir uns aber auf jeden Fall abzufinden haben – kann die Universität nicht nur ein Institut zur Heranbildung einer wissenschaftlichen Elite sein. Sie kann und darf nicht damit rechnen, dass ihre Studenten in erster Linie deshalb zu ihr kommen, weil sie vom Geiste getrieben sind und nach Erkenntnis der Wahrheit suchen. Vielmehr kommt die ganz überwiegende Mehrzahl, allein um die Voraussetzungen für einen Beruf zu erwerben und sich damit eine *günstigere Ausgangsposition* für den Lebenskampf zu sichern. Der Staat hat seinerseits den von ihm unterhaltenen Universitäten die Aufgabe gestellt, die Ausbildungswünsche zu erfüllen. Er befriedigt damit nicht nur die Ansprüche der Studienbewerber, sondern genügt zugleich den Bedürfnissen der Gesellschaft, die Nachwuchs für bestimmte Berufe benötigt. Dieses Anliegen des Staates an die Hochschule ist ganz legitim. Um ihm zu entsprechen, muss die Universität sich an Prüfungsformen und an die dadurch bedingten Stoffpläne halten. Sie muss dem Studenten zeigen, was er zu tun hat, um sich für die Prüfungen und die Anforderungen des erstrebten Berufes zu qualifizieren.

Heisst das aber, dass sie auch verpflichtet ist, ihn ausdrücklich dazu anzuhalten oder gar zu zwingen? Oder darf sie auf seine eigenverantwortliche Entscheidung vertrauen? Eine sachgerechte Antwort auf diese Fragen lässt sich schwer finden; vielmehr handelt es sich um ein Neben- und Gegeneinander verschiedener Wertvorstellungen, zwischen denen nicht die Logik, sondern nur ein Werturteil entscheiden kann. Dabei sind die von der Verfassung aufgezeigten Wertentscheidungen massgebend. Die vom Grundgesetz getroffenen Wertungen tendieren zur akademischen Freiheit hin, denn sie sind ganz auf freiheitliche Gesichtspunkte ausgerichtet. Unserer Verfassung schwebt das Bild des freien, aus Verantwortung vor Gott und vor sich selbst handelnden Menschen vor. Die Verfassungspraxis weicht freilich nicht selten von diesem Bild ab. Sie glaubt, die Freiheit den Interessen einer vermeintlichen sozialen Sicherheit opfern zu dürfen, und verfälscht dabei den Charakter der Grundrechte als ursprüngliche Freiheitsrechte. *Speziell im Bereiche der Universität sollten wir aber dieser Entwicklung nach meiner Überzeugung nicht folgen, sondern sollten die Freiheit als ein Essentielle wahren Akademikertums voranstellen.*

Maximilian Reimann, Kyburger

Dr. Ernst Bieri: »Gelegentlich hören wir die These, eine kompromisslose liberale Partei würde beträchtliche Wählermassen neu mobilisieren. Der Freisinn würde viel stärker sein, wenn er jeder Kompromissbereitschaft absage und insbesondere einen scharfen anti-etatistischen Kurs (gegen Lohnerhöhungen des öffentlichen Personals, gegen Kreditvorlagen, gegen staatliche Sozialpolitik usw.) steure. Die Idee ist bestechend, beruht aber auf einer unrichtigen Einschätzung der Stimmung in unserem Volk. . . In zähem Ringen versuchen wir immer wieder, das Tempo des wohlfahrtsstaatlichen Schmelzuges zu bremsen. Hier und da gelingt es, nie und da nicht. Das letzte Wort hat oben der Stimmbürger. . .« (Aus einem Blattschreiben an Industrieunternehmen um finanzielle Unterstützung der Freisinnigen Partei, August 1965.)

Warum wir Ihnen lieber nicht zuviel versprechen wollen

Hier könnte stehen: »Wir fordern . . . Es ist endlich an der Zeit, dass . . . Die Sozialdemokraten waren schon immer der Ansicht, man sollte . . .« Einen reichhaltigen Wunschzettel mit sozialen, kulturellen oder bildungspolitischen Postulaten könnten wir vorlegen. Aber erstens müssten wir uns ohnehin aus Platzgründen auf Schlagworte beschränken (unser ausführliches Parteiprogramm steht übrigens jedem zur Verfügung). Und zweitens würden Sie uns in vier Jahren – wie jeder kritisch Denkende – fragen: Was wurde davon verwirklicht? Und wir müssten Ihnen antworten: Sehen Sie sich bitte die Kräfteverhältnisse in den Räten an. Vergleichen Sie die Stärke des Bürgerblocks mit unserer Stimmkraft. Sie lesen oben aus berufener Feder, in welcher Richtung das »zäh« Ringen« der Freisinnigen Partei geht. Und wir möchten Dr. Bieri noch weiter zitieren: »Der Linken wurden in der Tat namhafte Konzessionen sozialpolitischer Art gemacht . . . Vergessen Sie aber nicht die indirekte Wirkung unserer Partei: Die anderen bürgerlichen Parteien werden nur durch uns noch einigermaßen bei der Stange der freien Wirtschaft gehalten.« Und leider ist es tatsächlich so, dass die Mehrheit der Vertreter der kleineren Fraktionen – der Landesring inbegriffen – in den entscheidenden Fragen nach wie vor mit dem Freisinn stimmt.

Aber bitte – es liegt an Ihnen, hier eine Korrektur vorzunehmen, wenn auch Sie finden, gebremst sei nun lange genug geworden. Gerne werden wir dann in vier Jahren hier schreiben: Wir danken Ihnen für Ihr Vertrauen. Und Ihnen konkret mitteilen: Das haben wir mit Ihrer Hilfe verwirklicht.

SOZIALDEMOKRATISCHE PARTEI DER STADT ZÜRICH

6. MÄRZ: LISTE 2

Ertragen Sie eine mitunter unbequeme Zeitung ?

ein kampfrendiges Organ, das uns Schweizer durch unverblühte Kritik und lebendige Fragestellung am Einschlafen hindert? ...

ein Blatt, welches durch zum Teil unbequeme Beiträge immer wieder Ihr Urteil herausfordert? ...

eine unabhängige Presse, welche wohl informiert und interpretiert, aber von Ihnen erwartet, dass Sie sich selber eine Meinung bilden? ...

eine im ursprünglichen Sinne liberale Zeitung, die unserer Freiheit dienen will, indem sie — mit Verantwortung — von dieser Freiheit ausgiebig Gebrauch macht; die lebendige Auseinandersetzung fördert und Vorurteile, Gleichmacherei und Intoleranz bekämpft? ...

ein Blatt auch, dessen Redaktoren nicht an geistigem Hochmut kranken und frei von sturem Ernst (bei aller Ernsthaftigkeit ihrer Anliegen) eine amüsante, farbige und witzige Zeitung schreiben?

Ja?

Die »Zürcher Woche« sucht Sie!
Die »Zürcher Woche« braucht
denkende Leser!

Ich abonniere die
»Zürcher Woche«
für 1 Jahr

Sympathiepreis für Studenten

(Fr. 15.- statt Fr. 22.- = 31,8% Rabatt)

Frl./Herr: _____

Strasse: _____

Ort mit Postleitzahl: _____

Bitte senden an Zürcher Woche, Postfach, 8027 Zürich

Christlichsoziale Politik für die junge Generation

Unserer Stadt dürfen Uni und ETH nicht gleichgültig sein!

Die christlichsozialen Gemeinderäte fordern seit Jahrzehnten eine echte Partnerschaft: manches ist erreicht, vieles ist noch zu tun!

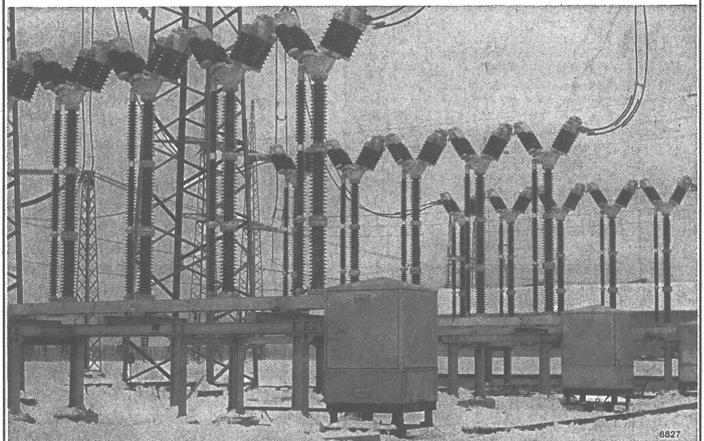
- ① Mehr Studentenplätze an Uni und ETH – kein numerus clausus!
- ② Preiswürdige Studentenbuden – keine Mietzinsüberforderungen!
- ③ Freie Bahn dem akademischen Nachwuchs – keine tausend Wenn und Aber!
- ④ Tarifierleichterungen auf den öffentlichen Verkehrsmitteln – (Hönggerberg) –
- ⑤ Ausbau der Bibliotheken und Verbesserung der Ausleihdienste!
- ⑥ Studentenrestaurant (Mensa) nicht als Provisorium, sondern ohne Verzug eine grosszügige Dauerlösung!

Studenten und Studentenväter wählen christlichsozial

denn: **Kluge Köpfe wählen
christlichsozial!**

Liste 3!

Es genügt nicht, die Fortschritte der Technik zu erkennen, man muss sie beherrschen: Die Industrie braucht Starkstrom-Ingenieure



Oelerm Leistungsschalter mit Mehrfachunterbrechung für 420 000 V, in Kilforsen, Schweden

S&S Sprecher und Schuh AG. Aarau

Fortsetzung von Seite 11

Anwendung entstehen. Hier liegt die Macht des Einzelnen, einem Missbrauch der Möglichkeiten und Erkenntnisse entgegenzuwirken. Dem im Laienpublikum oft gehörten Vorwurf, dass die Ärzte wild drauflos experimentieren würden, ohne sich selber je zur Verfügung zu stellen, hielt Prof. Akert die heroischen Selbstversuche von Ärzten gegenüber. Es seien hier nur die Lumbalanästhesie von Bier (1899) und der Herzkatheter von Forssmann (1929) erwähnt.

Grenzen

Die Grenzen der Verfügungskompetenzen des Arztes wurden von Prof. Weber zur Diskussion gestellt mit der Darstellung neuartiger humanmedizinischer Operationen. Es ist heute möglich, eine Niere, eine Leber, eine Lunge, ja sogar ein Herz auf einen Menschen zu transplantieren. Solche Eingriffe sind ausgeführt worden und werden ausgeführt. Aber auch einen bösartigen Tumor kann man von einem Menschen auf einen andern übertragen. Welche Motive des Arztes führen zu diesen Eingriffen? Was ist erlaubt, was nicht? Der Arzt hat Verfügungskompetenzen. Sie entspringen einer fachlichen Zuständigkeit und dem Vertrauen, das der Leidende in ihn setzt.

Die Anwendung technischer Hilfsmittel in der inneren Medizin wird, wie Prof. Frick darstellte, dann problematisch, wenn sie nicht mehr zur Überbrückung akuter Notsituationen eingesetzt werden, sondern der Behandlung chronischer Insuffizienzerscheinungen dienen. Die Technik hat den Arzt in eine Machtstellung versetzt, die immer grössere Verantwortung mit sich bringt. Fast kommen die Möglichkeiten einer Ueberwindung der Naturgesetze von Leben und Tod gleich.

Einzig der Patient ist, wie PD Dr. Bucher als Jurist betonte, zuständig zur Beantwortung der Frage, ob ein Eingriff stattfinden dürfe und solle. Der Wille des Patienten muss respektiert werden. Der Arzt darf dem Kranken nicht seinen Willen aufzwingen. Den Bewusstlosen muss er so behandeln, wie dieser es vermutlich wünschen würde. Vor Experimenten am Menschen, auch vor risikoreichen, muss die Frage in grösster Offenheit mit dem Patienten besprochen werden. Das Einverständnis des Patienten vermag nicht jeden Eingriff und jedes Experiment zu rechtfertigen. Rechtlich hat der Arzt einem Patienten gegenüber keine Sonderstellung!

Schlussbemerkung

Das Wochenende auf Boldern hat in der Studentenschaft ein lebhaftes und sehr positives Echo gefunden. Verschiedentlich wurde es als das interessanteste und anregendste aller bisherigen Treffen bezeichnet.

Wir möchten an dieser Stelle Herrn Pfarrer Wildbolz herzlich danken für seine Initiative.

Margrit Frei

Methoden von vorgestern

Jakob Knaus, stud. Phil. I, hat nach einigen Semestern Studium die Möglichkeit, den üblichen Vorlesungsbetrieb an der Uni fundiert zu kritisieren

Die Ueberfüllung der Hochschulen ist nun eine Tatsache geworden, die wir einfach hinzunehmen haben und die zu ignorieren wir uns mit der Zeit angewöhnen müssen, ausser wir fänden irgendeinen Weg, von uns Studenten aus dem entgegenwirken zu können. Es sieht zwar nicht so aus, als wäre eine Möglichkeit vorhanden, durch Kürzung der offiziellen Studienzeiten die Situation zu verbessern. Die Minimalzahlen der vorgeschriebenen Semester bis zum Abschluss sind derart angesetzt, dass eine Reduktion nicht zu verantworten, ja direkt unverantwortlich wäre. In den letzten Jahren ist es aber wenigstens in der Philosophischen Fakultät üblich geworden, beinahe die doppelte Zahl an Semestern hinter sich zu bringen, sei es des stets anwachsenden Stoffes oder der eherlässigen Arbeitsweise wegen. Es können aber noch andere Gründe mitverantwortlich gemacht werden.

Nach das 6 Semestern der Vorlesungsbesuch theoretisch abgeschlossen sei, ist im voraus utopisch, da ja Professoren siebensemestrige Zyklen lesen. Dies allein ist aber noch kein eigentlicher Grund; ein einzelner, ausser der Ausweitung des Stoffgebietes, lässt sich ja auch nicht anführen, bloss die Summe kleiner Einzelheiten verursacht einen Studiengang von 10 bis 12 Semestern, kleine Einzelheiten, die für den Studenten unnötige Erschwerungen bedeuten.

Eine solche stellt der Vorlesungsbetrieb dar, der sich, jeder Neuerung abhold, bestimmt seit mehreren Jahrzehnten so erhalten hat. Wieder einmal muss die Frage aufgeworfen werden, ob es in der Phil. Fak. I nicht möglich ist, Vorlesungen im Druck herauszugeben, wie es an der ETH schon längst und an einzelnen Fakultäten der Universität auch eingeführt worden ist. Es müssen uns unbekannte Gründe vorhanden sein, die die Herren Professoren gegen solche Studieneleichterungen anzuführen haben, denn allein die Urheberrechte, finanzielle oder didaktische Erwägungen können nicht Grund genug sein. Wir möchten einmal von ihnen hören, was dagegen einzuwenden ist. Es mag sein, dass sie schon früher darauf geantwortet und die Ablehnung begründet haben. Wir von der gegenwärtigen Studentengeneration möchten dies aber auch wissen.

Eine schriftliche Fixierung in den Vorlesungen befriedigt auf die Dauer nicht. Spätestens vor den Prüfungen muss man einsehen, dass sich mit den schwererlichen Skripten kaum etwas Erspriechliches anfangen lässt, weil gerade die Zitate oder langatmige Erläuterungen im Wortlaut fehlen, die für das Verständnis nach Ablauf von einigen Semestern oft unerlässlich sind. Die Qualität der Notizen, abhängig vom Sitzplatz, von der momen-

tanen Verfassung und auch von der Deklamation des Dozenten, sind oft in der Prüfungsvorbereitung psychologisch entscheidend für die dazu notwendige Freude und Konzentration.

Will man während des Semesters die Vorlesungen gewissenhaft nachführen und mit den fehlenden Zitaten ergänzen, will man dazu die besprochenen Werke selber lesen, so kann man sich höchstens um 4 bis 6 Vorlesungsstunden kümmern; der Rest wird gehört, lückenhaft aufgeschrieben und aufgestapelt. Für die Vorbereitung bedient man sich dann notgedrungen zusammenfassend geordneter Fachbücher. Somit erweist sich diese Zeit zum grössten Teil als vertan, denn nur wer über ein ausgezeichnetes Gedächtnis verfügt, kann sich mit blossem Zuhören zufriedengeben. Gedruckte Vorlesungen würden deshalb dem Studenten Zeit und auch Ärger ersparen.

Befürchtet man dadurch leere Hörsäle? Dies bedeutet, dass man allmählich einsieht, wie überholt der Vorlesungsbetrieb geworden ist, weiter aber auch die Entlastung der Hörsäle und Professoren zugunsten von Seminaren und Kolloquien. Die Vorlesung als solche würde nicht völlig aufgehoben, denn jene mit Demonstrationen würden auf dieser Basis weitergeführt. Auch ist es nicht denkbar, dass sich alle Hörer mit den gedruckten Manuskripten versehen werden, wenn der Preis dafür so angesetzt wird, dass die ganze Angelegenheit auf die Dauer als finanziell selbsttragend gestaltet wird. Der Haupt- und Nebenfachstudent wird gerne den relativ hohen Preis bezahlen, wenn ihm dadurch ein brauchbarer Vorlesungstext zur Verfügung steht.

Eine weitere Erleichterung würde auch die Benutzung von Tonbandgeräten bedeuten, wenn wichtige Passagen aufgenommen und zu Hause ab Band notiert werden könnten. Das heisst nicht, dass Hörsäle mit Tonbandanschlussmöglichkeit, wie sie an amerikanischen Hochschulen zu finden sind, gefordert werden. Heute, wo wir den Kassetten-Recorder in der Westentasche mittragen können, kann dies kaum mehr mit Schwierigkeiten verbunden sein, es sei denn, das Urheberrecht stünde auch hier dazwischen.

Diese paar Punkte, einmal zur Sprache gebracht, haben den Zweck, zur Diskussion über diese Probleme anzuregen und vor allem die Meinung der Lehrkräfte, auf deren Stellungnahme wir angewiesen sind, kennenzulernen. Wir haben infolge des ungeheuren Andrangs an den Hochschulen genügend Erschwerungen des Studiums auf uns zu nehmen, deshalb dürfen solche Erleichterungen nicht bloss als Förderung der Bequemlichkeit abgetan werden.

knj

Fortsetzung von Seite 6

Die Säuberung ist zu Ende

dass es Marxisten gibt, die, nach einem notwendigen Eklektizismus, viele Lehren der kommunistischen Klassiker übernehmen. Darum muss er auch alles in einen Topf werfen, Kommunisten, Pazifisten, Marxisten. Hütet euch vor dem, was nach links aussieht! Schlagt sie, wo ihr sie trefft!

Der tiefere Grund der geistigen Haltung von Ahs ist eine fatale Unsicherheit. Wer vom Willen nach objektiver Wahrheit besesselt ist, wird seinen Standpunkt nach allen Gesichtspunkten durchdenken und allen Seiten- und Gegenwind aussetzen. Er wird, geleitet von der gleichen Beharrlichkeit, die Wahrheit zu suchen, sich seinem Gegner nähern und sich mit ihm messen. Wer jedoch Angst hat, sein Weltbild könnte unter dem Einfluss neuer Erkenntnisse ins Wanken geraten, der versteift sich, baut ein Widerstandsnest auf und feuert nun blindlings auf den Gegner ein, wobei alle Waffen benutzt werden. Das Schwarz-Weiss-Denkenschema zeichnet nun diese Fanatiker und Egoisten aus. — Von Ahs ist ganz in diese Rolle gefallen. Er kann nicht mehr zwischen Kommunismus und Pazifismus unterscheiden, er darf sich ja überhaupt nicht mehr im Ernst und ohne Voreingenommenheit mit dem Marxismus auseinandersetzen. Es wäre nach seiner Meinung allenfalls noch gestattet, zu »PdA-Funktionären Beziehung rein informativer Natur« zu haben; was darüber ist — nämlich: dass man es wagen würde, mit den Leuten sich in ein ernstes Gespräch von du und du einzulassen und vielleicht, vielleicht einmal auch etwas von ihnen als Marxisten zu lernen —, das ist vom Teufel!

Rührend, wie von Ahs seine Verstandesblindheit auch anderen Leuten anhängt und Empfehlungen an »übers Ohr gehauene Kommilitonen« (in der FSZ) abgibt. Er ist der grosse Retter, der die armen Opfer dem Netz der kommunistischen Spinne entwindet. Die Armen, denen man es ja immerhin nachsehen kann, dass sie in blinder Ahnungslosigkeit den Kommunisten auf den Leim gegangen sind, sollen's ihm danken!

Wenn Carlo von Ahs seinen undifferenzierten Antikommunismus — über den er auch mit dem Anhängsel vom »guten Willen zur fairen und toleranten Auseinandersetzung mit fremden Ueberzeugungen« nicht mehr hinwegtäuschen kann — auf stetiger Temperatur haben will, so können ihm verschiedene Presseerzeugnisse unseres Landes dabei helfen. Wer Kommunisten wittern will, riecht immer etwas; Leute, die aus der Geistessturheit ausgespart haben, riechen natürlich anders. Darum auf zur Kommunistenhatz! Schlagt, wo ihr sie trefft! Unter den Getroffenen wird es sicher auch echte kommunistische Revolutionäre haben!

Andras Blocher, phil. I

Grösste Sorgfalt in jeder Produktionsstufe

- Druckfertigmachen des Manuskriptes durch Spezialisten
- Nur erstklassige Maschinensetzer mit langjähriger Erfahrung in wissenschaftlichem Satz
- Ueberdimensionierte Korrekturabteilung: Vier Korrektorinnen auf sechs Maschinensetzer, deshalb hervorragend korrigierte Korrekturabzüge

ersparen Ihnen viel unnötige Vorbereitungs- und Korrekturarbeit und machen uns zu einer der preiswertesten Spezialdruckereien von ganz Westeuropa

VERLAG P. G. KELLER
WINTERTHUR
Büro nur in Zürich-Witikon:
Im Brächli 15-17
Tel. (051) 53 10 30-32

Dr. Ernst Bieri – unser neuer Stapi



Steckbrief: 46 Jahre alt, verheiratet, drei Kinder — Dr. theol. (summa cum laude) an der Universität Zürich — seit 20 Jahren Redaktor an der »NZZ« — langjähriger Gemeinderat.

Was viele Leute an Dr. Ernst Bieri fürchten oder bewundern, ist seine **kritische, nüchterne Intelligenz**. Gerade diese Eigenschaft aber macht ihn zum typischen Repräsentanten der heutigen Akademiker. Wirft man manchen Intellektuellen vor, weltfremd zu sein, so trifft dies am allerwenigsten auf Dr. Bieri zu. **Er hat eine grosse politische Erfahrung, er ist zielstrebig, er setzt sich durch.** Gibt es bessere Referenzen für das Amt eines Zürcher Stadtpräsidenten?

Köpfe wählen Köpfe!

DR. ERNST BIERI – UNSER NEUER STAPI



FREISINNIGE PARTEI
DES KANTONS ZÜRICH



SCHWEIZERISCHE BANKGESELLSCHAFT

Union de Banques Suisses
Unione di Banche Svizzere
Union Bank of Switzerland

Ueber 90 Niederlassungen
in der Schweiz

Verkehrsbetriebe



Eine tageweise oder volle Beschäftigung als

Aushilfs-Kondukteur

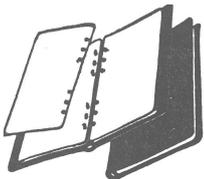
bietet Studenten während der Semesterferien eine interessante und lohnende Möglichkeit.

Verlangen Sie den Prospekt darüber beim Personaldienst der Verkehrsbetriebe der Stadt Zürich, Bahnhofquai 5, 8001 Zürich, Telefon 25 04 55

**Lichtpausen
Plandruck
Offsetdruck
Photokopien
Dissertationen**

Ed. Truninger

Inhaber: H. Hauri-Truninger
Uraniestraße 9
Zürich 1
Tel. (051) 23 16 40



BIELLA

Kolleg- und Taschenringbücher

mit Plastik, Kunstleder und Leder, mit 2, 3, 4 und 6 Ringen, bekannt und beliebt. In Papeterie- und Bürofachgeschäften erhältlich.

Für elektrische Rasierapparate gehen Sie am besten ins Spezialgeschäft mit der großen Auswahl und dem eigenen Reparaturservice



Electras im Zentrum von Zürich
Talaacker 34 (Kaufleute), Tel. 27 61 44

**Embarras de richesse:
Wer soll denn das alles jeden Tag lesen? Nun - niemand ist dazu verpflichtet.
Aber jeder soll finden, was ihn interessiert.**

Der Tages-Anzeiger ist eine grosse, vielseitige, reichhaltige Zeitung; er bietet eine Fülle von Lesestoff. In der Fülle muss Ordnung sein, sonst wird sie zur Last. Deshalb bemühen wir uns um eine möglichst übersichtliche Präsentation. Der Textteil ist straff und einleuchtend gegliedert, der Inseratenteil klar nach Rubriken geordnet: der Leser findet leicht und schnell, was er sucht. Ein besonderer Vorzug unseres Blattes sind die Beilagen. Jeder Tag hat

seine Attraktion. Am Montag bringen wir den auf mindestens drei Seiten ausgeweiteten Sportteil, am Dienstag abwechselnd die Beilage «Auto und Verkehr» oder «Natur und Forschung», jeden Mittwoch das «Extrablatt der Jungen». Am Donnerstag erscheint alternierend die Beilage «Reisen, Länder, Völker» beziehungsweise «Im eigenen Land», jeden Freitag die Beilage «Fernsehen und Radio» mit den ausführlichen Wochenprogrammen, am Samstag schliesslich die Wochen-

ausgabe «TA 7» mit den Abteilungen «Zeigeschehen», «Leben heute», «Kultur» und «Unterhaltung». Der Tages-Anzeiger ist eine Fundgrube mit präzisen Markierungen. Sorgfalt, Fülle, Übersichtlichkeit; umfassende Information und offene, unabhängige Meinung: der Tages-Anzeiger weiss, was er sich selbst und seinen Lesern als führende Tageszeitung schuldig ist. Es wird uns eine Freude sein, auch Sie in unserem grossen Leserkreis zu begrüssen.

Ich wünsche den Tages-Anzeiger während 10 Tagen gratis ins Haus geliefert

Name:
Vorname:
Strasse:
PLZ + Ort:

Senden Sie diesen Bon an:
Tages-Anzeiger, Vertrieb, Postfach, 8021 Zürich

Tages-Anzeiger
Überparteiliche schweizerische Tageszeitung



Eine lohnende Beschäftigung

finden Sie bei uns als

Securitaswächter

Sie verdienen dabei monatlich zwischen 950.— und 1100.— Franken. Sie leisten ausschliesslich Nacharbeit. Können Sie sich während Ihrer nächsten Semesterferien oder sonst einmal während einiger Zeit zur Verfügung stellen?

Unser Personalchef nimmt gerne Ihre schriftliche oder telefonische Anmeldung entgegen. Für nähere Auskünfte steht er Ihnen jederzeit zur Verfügung.

SECURITAS AG, Filiale Zürich
Militärstrasse 24, 8021 Zürich
Telephon (051) 27 43 10



LONZA

- Organische technische Produkte
- Organische Zwischenprodukte
- Kunststoffe
- Lösungsmittel
- Stickstoffprodukte
- Stickstoff-Dünger
- Kombinierte Dünger

- Reinst-Metalle
- Ferrolegierungen
- Siliciummetall
- Siliciumcarbid
- Graphit

LONZA AG BASEL